This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1773/288

A 41
P 5
N 76

Leopold I.

und die

österreichische Politik

während des Devolutionskrieges

1667/68.

Von

Dr. Franz Scheichl.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1888.

DB
67.3
.S32

0962710-190

Vorwort.

Vorliegende Arbeit enthält den Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der zerfahrenen Schaukelpolitik Leopold I. während des Devolutionskrieges.

Das bei Mignet, Klopp, Droysen, Wolf u. a. A. gebotene einschlägige Material wurde durch Akten aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien ergänzt. Zur Beurtheilung der Sachlage waren vor allem die Gesandtschaftsberichte aus Paris und Berlin von Wichtigkeit.

Für die Liberalität, mit welcher Se. Excellenz A. Ritter von Arneth dem Verfasser die Benützung des k. k. Staatsarchivs gestattete, wird hiermit der wärmste Dank ausgesprochen.

Linz a/D., im März 1887.

Franz Scheichl.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Einleitung	1
1. Kaiser Leopold	3
2. Die Kaiserin und des Kaisers Stiefmutter	12
3. Der geheime Rath	14
4. Der Jesuitenpater Müller, Pater Emerich. — Grémonville, der französ. Gesandte in Wien, und Lionne, der französ. Minister des Aeußern	21
5. Die kaiserlichen Gesandten: Pötting, Goësse, Wicka, Friquet, Kramprich, Basserode, Lisola. — Castel Rodrigo, der Statthalter der spanischen Niederlande	24
6. Die Finanzen	31
7. Philipps IV. Tod. — Ludwig bereitet den Ueberfall der spanischen Niederlande (Belgien) vor	34
8. Die ersten resultatlosen Verhandlungen über den Theilungsvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich	40
9. Ludwigs Einmarsch in Belgien und der Eindruck dieses Ereignisses auf den Wiener Hof	42
10. Stellungnahme der Fürsten im Reiche	49
11. Unschlüssigkeit am kaiserlichen Hofe. — Die Vollmacht für Lisola. — Schweden und Brandenburg	58
12. Lisolas Bouclier d'Etat etc.	64
13. Vergebliche Versuche der Spanier den Kaiser zu einem energischen Auftreten gegen Frankreich zu veranlassen	66
14. Die politische Lage nach dem Frieden zu Breda. — England und Holland. — Verhandlungen in Berlin	68
15. Die kriegerische Stimmung erlangt für kurze Zeit in Wien die Oberhand	72

Seite

16. Die Beziehungen zwischen dem Wiener und Berliner Hof erkalten durch die Schuld des Kaisers 80
17. Durch den Theilungsvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich über das spanische Erbe wird Leopold ganz von der Unterstützung der spanischen Seitenlinie abgezogen 86
18. Des Kaisers zweideutiges Verhalten unmittelbar nach dem Abschluß des Theilungsvertrages 101
19. Die Tripelallianz und der Aachener Friede 104
20. Schlußbetrachtung 106

Leopold I. und die öſterreichiſche Politik

während des

Devolutionskrieges 1667/68.

Einleitung.

Im Jahre 1667 versuchte sich Ludwig XIV. zum ersten Male als Eroberer. Mit dem Ueberfall der spanischen Niederlande begann jene Reihenfolge von Kriegen, die ganz Europa ein halbes Jahrhundert lang in Athem erhielten und die erst durch die Friedensschlüsse zu Utrecht (1713) und Rastatt (1714) ein Ende fanden. „Dieser Schritt", sagt Ranke[1]), „hat sich als ein solcher erwiesen, von dem eine neue Epoche der Weltgeschichte datirt werden darf." Der Friede zu Aachen (1668) zeigte Ludwig XIV., daß es genügte, stark zu sein, um die unbegründetsten Ansprüche zur Geltung zu bringen[2]).

Dabei verdankte Ludwig seine Erfolge eben so sehr seiner eigenen Stärke als der Unentschlossenheit der anderen Mächte[3]).

Diese moralische Mitschuld an Frankreichs Erfolgen trifft in erster Linie die damalige kaiserliche Politik.

Unsäglich viel Unheil wäre Westeuropa erspart geblieben, wenn der Kaiser Leopold I. den Muth gefunden hätte, dem Gewaltigen an der Seine zur rechten Zeit entschlossen in den erhobenen Arm zu fallen. An Beistand von vielen Seiten gegen die französischen Vergewaltigungen hätte es dann nicht gefehlt. Man erwartete nur ein entschlossenes Wort von Wien her. So aber kam, bei der Nichtachtung aller bestehenden Verträge, Westeuropa beinahe in Gefahr, sowie Osteuropa von Paschas regiert zu werden[4]).

Die Haltung der österreichischen Politik im Jahre 1667 und 1668 gegen Frankreich zeigt von einer beispiellosen Schwäche. Man ging fast alle Höfe Europas um Hilfe an und rührte selbst keinen Finger für die spanische Seitenlinie.

Keine Energie, keine Consequenz: das die Gesammtsignatur der damaligen kaiserlichen Politik. — Trotz einzelner Entschuldigungsgründe, die etwa aus der allgemeinen politischen Lage zu Gunsten des Kaisers und seiner Räthe angeführt werden könnten, ist doch an und für sich die Halbheit und Unentschlossenheit, welche der damaligen österreichischen Politik das Gepräge gab, fast unbegreiflich. Erst wenn man der Reihe nach die ausschlaggebenden Persönlichkeiten in der Wiener Hofburg gemustert und die traurigen Finanzverhältnisse des habsburgischen Reiches kennen gelernt hat, erscheint einem auch das Unverständliche verständlich. Daher soll auch von diesem Gesichtspunkte aus die Darstellung beginnen.

1) Französische Geschichte III, S. 314.

2) Flassan, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, et de la politique de la France etc. Paris 1811, III. 355.

3) Mignet (II. 322), Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV. Paris 1835.

4) Appel de l'Angleterre etc. Contenant une parfaite image des fausses démarches de la France etc. Amsterdam 1673. Rührt wahrscheinlich von Lisola her. — Der Hauptinhalt dieser Flugschrift angegeben bei Heinlein: „Einige Flugschriften aus den Jahren 1667—1678, betreffend den zweiten Raubkrieg Ludwig XIV." Jahresbericht des Realgymnasiums zu Waidhofen a. d. Thaya. (1877, 1880, 1882.)

1. Kaiser Leopold.

„Kaiser Leopold ist sehr verschieden und meist zu günstig beurtheilt worden“ [1]).

Im Folgenden soll nun versucht werden, aus den vorliegenden; sich oft widersprechenden Berichten — soweit sie eben dem Verfasser Dieses bekannt und zugänglich waren — von Leopold als Mensch und Herrscher ein Bild zu entwerfen.

Kaiser Leopold war von kleiner Statur, hager und blaß von Gesicht, das von der stark herabhängenden Habsburgerlippe*) in etwas entstellt wurde [2]).

„Seine Kleidung war mehrentheils nach der spanischen Art gemacht. Insgemein trug er scharlachrothe Strümpfe, eine schwarze oder rothe Feder auf dem Hute und einen großen Orden vom güldenen Vließ auf seinem Mantel“ [3]), [4]).

„Seine Körperbeschaffenheit“, meldet Pufendorf, ist zwar nicht ungesund aber auch nicht stark, so daß man insgemein nicht dafür hält, er werde zu einem hohen Alter kommen.“ (Er wurde gleichwohl ein Sechziger. — Schon Marino Giorgi sprach 1671 die Hoffnung aus, daß der Kaiser ein hohes Alter erreichen werde, wenn nicht etwa sein angeerbtes Magenübel diese Hoffnung zu nichte mache.) „Er hat auch schon zu wiederholten Malen so harte Anstöße gehabt, daß man fast an seinem Leben verzweifelte. Absonderlich ist er sehr schwach auf den Schenkeln, was sein wankender Gang genugsam andeutet“ [5]).

*) An diese Habsburgerlippe knüpft der Herzog v. Gramont in seinen Mémoiren (Mémoires du maréchal de Gramont, duc et pair de France, Amsterdam 1717. Band II, S. 133—135) einen äußerst hämischen Ausfall, indem er aus der Zeit von Leopolds Frankfurter Aufenthalte eine Anekdote erzählt, welche auch Anastasius Grün in seinem Gedichte „Das rechte Wort“ (Veranda) verwerthet hat.

Der Kaiser war mit einem gesunden Menschenverstande ausgerüstet*), der allerdings durch seinen Hang zu Prophezeiungen, zum Aberglauben und wunderlichen Dingen vielfach getrübt wurde. Dieser Hang, dem er es auch zu verdanken hatte, daß er oftmals von Gaunern (Goldmachern) geprellt wurde, lag indessen im Zuge der Zeit. Viele andere seiner fürstlichen Zeitgenossen huldigten demselben [6]).

„Er hatte daneben seine natürlichen dotes mit Erlernung allerhand Wissenschaften und Sprachen kultivirt, wie er denn neben den mathematischen Künsten lateinisch, italienisch und spanisch vollkommen redete und schrieb, auch die alten und neuen Historien ziemlich durchgelaufen und sich derselben bei Gelegenheit zu bedienen wußte" [7]). Auch des Französischen war er mächtig, obwohl er dieses Idiom selten gebrauchte, insbesonders als die Gegnerschaft mit Ludwig XIV. mehr und mehr in den Vordergrund trat [8]).

„Der Kaiser bereicherte die Bibliothek zu Wien jährlich beträchtlich und besuchte sie selbst sehr oft, wobei er sich dann mit seinem Bibliothekar unterhielt und nicht blos eine tändelnde Neigung für wissenschaftliche Dinge überhaupt entwickelte, sondern wirklich vielseitige Kunde der göttlichen und menschlichen Dinge, geschöpft aus dem Lesen der besten Schriftsteller" [9]).

„Das Leben des Kaisers verlief regelmäßig wie ein Uhrwerk. Er pflegte zu einer gewissen Stunde aufzustehen, die Messe zu hören, Tafel zu halten, spazieren zu fahren, Audienz zu geben, in den geheimen Rath zu gehen und sich zu Bett zu legen, alles ohne einzige Veränderung" [10]).

„Seine Leibesübungen sind Reiten und Jagen; er kommt jedoch in der Regel nur einmal in der Woche dazu. Nur im Frühjahr und Herbst, wo er 6 Wochen auf das Land geht, setzt er seine Uebungen fort. Sein Jagdgebiet ist das schönste, bequemste, das vielleicht irgend ein Fürst der Welt hat; es ist nahe bei Wien und enthält Wild für jede Jahreszeit. Der Kaiser verwendet jährlich 60,000 Gulden dafür, aber mehr aus Gewohnheit

*) Siehe dagegen Krones, Grundriß der österreichischen Geschichte, S. 584. „Leopold war ein friedsamer, schwerfälliger, körperlich und geistig schwach begabter, aber rechtschaffener, zäher und von dynastischer Machthoheit erfüllter Herrscher."

und um sich Bewegung zu machen, als aus eigentlichem Jagdvergnügen. Seine vorzüglichste Neigung ist die Musik. Er hat Verständniß dafür, componirt selbst ganz gut und genießt sie in der Kirche, an der Tafel, in der Kammer oft ganze Tage hindurch. Man sagt, daß er dieses Genusses nie satt wird. Er unterhält eine Kapelle für Gesang und Instrumentalmusik; auch dafür gibt er jährlich 60,000 Gulden aus. Seine wenigen freien Stunden verwendet er zum Componiren. Er macht auch kleine Gedichte in italienischer Sprache" [11]).

„Neben der Musik pflegte der Kaiser sich zuweilen die Zeit damit zu vertreiben, daß er in Miniatur malte und sich mit Alchymie ergötzte" [12]).

„Abends bildete das Kartenspiel mitunter eine angenehme Zerstreuung für den Kaiser. Wie seine Unterschriften, Briefe und Audienzen pflegte Se. Majestät auch sorgfältig seinen Spielgewinn und Verlust in seinen Krakauerkalender einzutragen" [13]).

Der Herzog v. Gramont [14]) erzählt in seiner schmähsüchtigen Weise, daß Leopold auch das Kegelschieben hoffähig gemacht habe. Der Diener des Roi Soleil konnte sich natürlich das Gottesgnadenthum und die geheiligte Majestät des Kaisers in Hemdärmeln und auf der Kegelbahn nicht vorstellen.

„Sehr beschäftigten den kaiserlichen Herrn endlich noch die Curiositäten; er drechselte Becher von Elfenbein, er trieb eine Menge Tausendkünsteleien mit Uhren, Münzen, Automaten u. s. w."

„Zu Anfang seiner Regierung, in den Jahren, wo er noch unverheirathet war, und noch unter der ersten und zweiten Gemahlin, wohnte Leopold öfters den Hofluſtbarkeiten namentlich im Carneval bei, den Schlittenfahrten — wiewohl er dabei incognito zu erscheinen pflegte — den Wirthschaften und Balletten."

„Der Kaiser pflegte auch häufig durch die Stadt mit großer Begleitung auszufahren, was um seine Person eine wahrhaft ehrwürdige Majestät breitete." „Zu Mittag speiste der Kaiser stets allein. Die Tafelzeit war elf Uhr. Er blieb ungefähr eine Stunde bei Tisch. Während der Mahlzeit sprach der Kaiser gewöhnlich mit seinen Pagen und seinem Hofnarren und hörte der Musik zu. Abends pflegte er mit seiner Gemahlin in dero Gemächern zu speisen. Da waren es dann die Damen, die aufwarteten" [15]).

„In äußerlicher Andacht und genauer Beachtung der Kirchengebräuche wird er wenig Potentaten finden, die ihm gleichen, will nicht sagen, ihn übertreffen. In Sachen, die ihm auf das Gewissen gebunden werden, ist er gar delicat und versteht er keinen Spaß“ [16]).

„Er beichtet alle Sonntage, communicirt alle vierzehn Tage und außerdem noch an großen Fest- und Apostel-tagen. Vor jedem, auch dem niedrigsten Geistlichen zieht er den Hut ab und wohnt allen kirchlichen Feierlichkeiten bei. In der Fastenzeit besucht er dreimal in der Woche die Kirche und hält noch an einem anderen Tage Betstunden nach römischer Art“ [17]).

„Ein erhabenes Phlegma war in diesem Habsburger verkörpert. In streng religiöser Fassung allen Fügungen des Himmels ergeben, bewies Leopold einen Gleichmuth, der sich demjenigen des Kaisers Friedrich III. zur Seite stellte. Als er einst in Laxenburg bei der Tafel saß, schlug der Blitz in's Gemach. Während alles verwirrt durcheinander lief, sagte Leopold ganz ruhig: „Da Gott mir ein so sichtliches Zeichen gegeben, daß jetzt eine bessere Zeit sei zum Beten und Fasten, als zum Schmausen, so tragt die Speisen ab. Und darauf begab er sich in die Kapelle“ [18]). Daß Leopold bei solcher Religiösität den Ketzern spinnefeind war, ist selbstverständlich. Alles in allem genommen muß der Kaiser als ein nach allen Richtungen hin strenggläubiger Katholik bezeichnet werden. Schade, daß diese und die nachfolgenden rühmenswerthen Eigenschaften noch immer keinen guten Regenten ausmachen.

Leopolds Sitten waren von tadelloser Reinheit [19]), und in dieser Beziehung hob sich sein Hof vortheilhaft von Ludwigs XIV. Maitressenwirthschaft ab*). Er lebte mit seiner Frau aus der

*) Wie die laxe Ehemoral der Fürsten zu handhaben sei, damit sie nicht zum Schaden der Regierungsgewalt ausschlage, darüber spricht sich Ludwig in seinem für den Dauphin bestimmten Werke (Oeuvres de Louis XIV; Mémoires historiques et instructions de Louis XIV, pour le dauphin son fils. Paris 1806) in bezeichnender Weise aus. „Wenn wir, ohne es zu wollen, in eine dieser Verirrungen verfallen, müssen wir wenigstens, um die Folgen zu vermindern, zwei Vorsichtsmaßregeln beobachten, wie ich dies immer gethan und mich dabei sehr wohl befunden habe. Die erste ist, daß die Zeit, welche wir unserer Liebe widmen, niemals unsere sonstigen Geschäfte beeinträchtige. Die zweite geht dahin, daß wir immer Herren unseres Verstandes bleiben, während wir dem Zuge unseres Herzens folgen. Kurz, das schöne Weib, welches uns

spanischen Linie in glücklicher Ehe. Trotz seiner Frömmigkeit schien übrigens der Kaiser hie und da Späßen im Sinne der Zeit nicht abhold zu sein.

„Neben einem ehrbaren Lebenswandel kann ihm als Hauptverdienst ein zähes Ausharren und große Mäßigung in guten, wie namentlich auch in bösen Tagen nachgerühmt werden, doch artete ersteres oft in Eigensinn und letztere in eine zuweilen ganz unverzeihliche Gutmüthigkeit aus, die so weit ging, daß der Kaiser, um niemandem wehe zu thun, die ärgsten Unterschleife und Betrügereien seiner höchsten Beamten ruhig hingehen ließ“ [20]). „Es wäre ein großes Glück für die Unterthanen“, schreibt Sagredo 1665, „wenn sich der Kaiser selbst leiten würde; sie würden dann nicht dem Geize, den Launen und Interessen seiner Günstlinge erliegen.“

Leopold hatte keine Neigung für den Soldatenstand, war jedoch gleichwohl nach Ehren gierig [21]).

Er gerieth leicht in Zorn [22]).

Andererseits wird seine Leutseligkeit und sein großes Mitleid gegen die Armen gerühmt. Er theilte gern Almosen mit eigener Hand aus. Auch sonst war er freigebig, was übrigens wie bei Ferdinand II. hie und da in Verschwendung ausartete.

Mit seiner tiefinnerlichen Ueberzeugung vom Gottesgnadenthum steht sein hochentwickeltes Pflichtgefühl im Zusammenhange. „Obwohl er von Natur die Ruhe und Ergötzlichkeit liebt, so besucht er doch den geheimen Rath fleißig und läßt denselben, so oft die Minister es für gut finden, zusammenfordern. Er läßt sich's auch nicht verdrießen, fast jedermann, der darum anhält, ohne Unterschied Audienz zu geben, wiewohl er selten anders als in terminis generalissimis antwortet. Er vertheilt die ihm eingereichten Memorialien, nachdem er sie vorerst durchgelesen, selbst in die Kanzleien und Expeditionen, wo sie hingehören. Bei solcher Gelegenheit schreibt er bisweilen seine Meinung und Intention mit etlichen Worten darauf. Indessen kommt aller dieser Fleiß mehr aus Gewohnheit her und weil er glaubt, es müsse also sein, als daß er gar sonderlich Lust zu den Affairen haben sollte“ [23]).

erfreut, soll nie einen Antheil an unseren Staatsgeschäften haben.“ S. 292. In der letzteren Zeit seiner Regierung wurde freilich Ludwig diesem Grundsatze untreu.

Von dem, was man so eigentlich Regententugenden nennt, hatte Leopold wenig oder nichts, insbesonders mangelte es ihm an dem wichtigsten Talente der Fürsten: die Minister nach ihren Fähigkeiten zu verwenden[24]).

Kurz nach seinem Regierungsantritte waren freilich die venetianischen Gesandten Battista Nani (1658), Sagredo (1659) und Molin (1661) mehr oder minder entzückt über seinen Scharfsinn, womit er immer die besseren Rathschläge zu wählen wüßte. Diese Urtheile, die übrigens meist nur auf Mittheilung der kaiserlichen Räthe beruhten, dürfen um so weniger Wunder nehmen, als ja die Erfahrung aller Zeiten gelehrt, welch' überschwängliche Hoffnungen stets an die Thronbesteigung jugendlicher Fürsten geknüpft wurden. Dazu kommt, daß alles, was bei einem gewöhnlichen Sterblichen die Mittelmäßigkeit nicht im Entferntesten überragt, bei einem Fürsten durch den Mund der Höflinge und Hofschranzen als eine Art Weltwunder ausposaunt wird.

Ist diese Bewunderung des gesunden Menschenverstandes eigentlich nicht die größte Beleidigung, welche den Fürsten durch ihre Schmeichler zugefügt wird?

1664 urtheilte Sagredo*) bereits viel kühler und Marino Giorgi hat wohl das Richtige getroffen, wenn er 1671 meldet: „Es fehlt Leopold an Kraft im Befehlen, an Raschheit in den Entschlüssen, an Eifer in der Ausführung, an der Gabe sich an große und glänzende Pläne heranzuwagen. Es entspringen diese Mängel einem Geiste, dem es an einer freien Erziehung gebrach; denn die seine taugte nicht für Kronen und Scepter"**). Kurzum,

---

*) „Es fehlt ihm nicht an Geist und Fähigkeiten, obgleich er sich selbst mißtraut und wenn ihm die Last der Geschäfte lästig wird, so ladet er sie auf die Schultern des Nächstbesten ab." — Giustiniani schrieb übrigens schon 1654: „Viele meinen, daß sich von diesem Prinzen (Leopold) Großes erwarten lasse; aber man merkt noch nicht viel davon."

**) Vgl. damit Pufendorf: „In Resolutionen von Wichtigkeit sind die Majestät etwas langsam und vorsichtig, sowohl von Natur, als weil die Lebensart am österreichischen Hofe es von langer Hand also mit sich bringt, und so etwan zuweilen eine Resolution gleichsam aus dem Stegreife zu nehmen ist, kostet es den Ministern nicht geringe Mühe, ehe sie ihn zu einem Schlusse bringen."

Leopold, der ja ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt gewesen, war wie Ferdinand II. nicht zum Kaiser, sondern zum Mönch erzogen worden.

Und so dürfte wohl Zuanne Morosini (1674) nicht ganz unrecht haben, wenn er meint, daß Leopold's ungewöhnliche Zurückhaltung, seine Gewohnheit, mehr dem Rathe anderer als sich selbst zu vertrauen, von den Jesuiten stammt, die mehr aus irdischen als aus himmlischen Gründen ihm nahe legten, er müsse, um sich die ewige Seligkeit zu sichern, die Last der Krone den Ministern überlassen; sonst würde er selbst für alle Vorkommnisse vor Gottes Richterstuhl zur Rechenschaft gezogen werden. — Eigentlich eine etwas eigennützige Frömmigkeit. — Der Einfluß der Beichtväter am kaiserlichen Hofe wuchs mit den Jahren. „Man kann sich gar nicht gehörig vorstellen", berichtet Francesco Michiele aus dem Jahre 1678, „wie weit über die Grenzen des Gewissens hinaus die Beichtväter an diesem Hofe ihre Herrschaft erstrecken; wie sie sich hochmüthig selbst über die Autorität der Minister stellen; daraus ist zu entnehmen, wie groß der Durst jener ist, die über den reichen Schatz des göttlichen Willens verfügen." — „Die Jesuiten erhalten sich den Geist des Kaisers gewogen mit heiligen Schaustellungen, mit theatralischen und musikalischen Aufführungen, und unter vielen ist jene bemerkenswerth, welche am Frohnleichnamstage stattfindet, wo der Hof das ganze Evangelium anhören muß, das Allerheiligste auf einem Altar ausgesetzt wird; das dauert so lange, daß gleichsam eine heilige Comödie auf dem Platze aufgeführt wird. Viermal ißt der Kaiser bei den Vätern der Gesellschaft, wobei er nobel bezahlt, da er sie jedesmal mit einem Geschenke von 6000 Gulden bedenkt."

„Leopold ließ alles an sich herankommen. Weder bekam er irgend einen wichtigen Bericht in die Hände, — die Räthe lasen ihm in der geheimen Conferenz hin und wieder eine Relation nach eigener Auswahl, und erst, nachdem sie selbst schlüssig geworden waren, vor — noch änderte er je etwas an einem Gutachten der Commission, zu dem er stets sofort sein placet gab. Geruht er einmal, ein Handschreiben zu erlassen oder einem Schreiben ein eigenhändiges Postscriptum hinzuzufügen, etwa als besondere Gunst oder als Antrieb für den betreffenden Empfänger, so geschieht dies

immer nur auf vorherigen Antrag der Räthe, die ihm das Concept zur einfachen Abschrift vorlegen“ [25]).

Am treffendsten hat demnach Lobkowitz seinen Herrn gezeichnet, indem er zu Grémonville, dem französischen Gesandten, bemerkte: „Der Kaiser ist nicht wie Ihr König, der alles sieht und macht; er ist wie eine Statue, die man trägt, wohin man will und der man Stellungen nach Belieben gibt“ [26]).

Indessen entbehrte auch Kaiser Leopold der Anwandlungen eines Selbstherrschers nicht, was er z. B. durch Abordnung von Gesandten in besonderen Missionen über die Köpfe seiner Räthe hinweg hie und da zum Ausdruck brachte [27]).

Nach allem, was über Leopolds Fähigkeiten und Charaktereigenschaften bekannt ist, hatte er, obwohl ihn seine Schmeichler den Großen zu nennen pflegten, sozusagen seinen Beruf verfehlt.

Wäre er nicht auf der Menschheit Höhen geboren worden, er hätte einen vortrefflichen Musiker abgegeben. Sein Kapellmeister soll ihm wenigstens einmal das Compliment gemacht haben: „Wie schade ist es, daß Euer Majestät kein Musikus geworden“, worauf der Kaiser nicht ohne gottbegnadeten Humor erwiderte: „Thut nichts, haben's halt so besser“ [28]).

Man könnte schließlich fragen, wie kam es aber, daß, trotzdem dem Kaiser staatsmännische Talente entschieden versagt waren, Oesterreich unter Leopolds I. langer Regierung so viele äußere Erfolge errang? „Es verdankte sie meistens dem Zufall und seinen ausgezeichneten Feldherren, wie endlich auch den Leistungen seiner Bundesgenossen“ [29]).

1) Gädeke II, 55. Die Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfolgefrage. Leipzig 1877. — Das noch wenig bebaute Gebiet der Geschichte Leopolds I. dürfte in der nächsten Zeit durch Dr. Přibrams „Studien zur Geschichte Kaiser Leopolds I.“ eine werthvolle Bereicherung erhalten. Man darf mit Recht auf diese Publicationen gespannt sein, von denen bereits die erste: „Die Entwicklung des Rheinbundes von 1658“ der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien überreicht wurde.

2) Relationen der venetianischen Gesandten: di Molin 1661, di Giustiniani 1659 etc. Fontes rerum Austriacarum 26. u. 27. B. — Mencken, Leben und Thaten Sr. Majestät des römischen Kaisers Leopold des Ersten, Leipzig 1707. (Größtentheils nach dem von einem unbekannten Verfasser herrührenden Werke: The life of Leopold, Emperor of Germany, London 1706.) S. 895. — Vehse,

Geschichte des österreichischen Hofes und Adels und der österreichischen Diplomatie. Hamburg 1852. V. S. 155.

3) Mencken S. 910.

4) Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz, S. 157. Wien 1869.

5) Esaias Pufendorf's, königlich schwedischen Gesandten in Wien Bericht über Kaiser Leopold, seinen Hof und die österreichische Politik 1671—1674. Nach einer Handschrift herausgegeben und erläutert von Gustav Helbig, Leipzig 1862. — Der Hauptinhalt dieser Relation „wie sie im Consilio zu Stockholm den 27. März 1675 abgelesen worden" ist auch abgedruckt bei Johann Georg Keyßler's Reisen, II. Hannover 1751. S. 1251—1266. — Vgl. auch Battista Nani 1658.

6) Vehse V, S. 98, 176.

7) Pufendorf.

8) Mencken S. 905.

9) Karajan, Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck. Wien 1869. S. 9.

10) Mencken S. 907—908.

11) Relazione di Molin 1661. Hier nach Wolf, Lobkowitz, S. 64.

12) Mencken S. 907.

13) Vehse V, S. 172.

14) II. S. 135.

15) Vehse V, S. 82, 157—159.

16) Pufendorf.

17) Relazione di Molin 1661.

18) Vehse V, S. 165.

19) Relazione di Battista Nani 1658, di Sagredo 1659, di Molin 1661. — Selbst Gramont kann in dieser Beziehung nicht umhin seine Bewunderung auszudrücken.

20) Gädeke II, S. 59.

21) Relazione di Battista Nani 1658.

22) Relazione di Molin 1661.

23) Pufendorf.

24) Oeuvres de Louis XIV. S. 28.

25) Großmann (Forschungen zur deutschen Geschichte XII, 1872): „Die Geschäftsordnung in Sachen der äußeren Politik am Wiener Hofe zu Kaiser Leopolds und Lobkowitz' Zeiten."

26) Mignet II, 382.

27) Großmann S. 469.

28) Vehse V, S. 171.

29) Gädeke II, S. 60.

2. Die Kaiserin und des Kaisers Stiefmutter.

Leopolds erste Frau, Margaretha Theresa (geboren 1651, Kaiserin 1666, gestorben 1673) stammte aus der spanischen Linie. Sie war die Nichte des Kaisers, die Tochter seiner Schwester, der Königin Anna von Spanien. Der Kaiser hatte sie gewissermaßen als Ersatz für ihre ältere Schwester zur Gemahlin bekommen. Diese letztere war Ludwig XIV. zugesprochen worden. Mit dieser Heirath fügte man ein neues Glied in das verderbliche System der Familienheirathen, welches die deutschen und spanischen Habsburger zur Sicherung der Nachfolge seit Maximilian II. befolgten. „Man opferte so auf die Dauer die leibliche und geistige Gesundheit der kommenden Generationen des Hauses dem Interesse desselben" — meint Onno Klopp[1]).

Margaretha Theresa war zur Zeit ihrer Verheirathung nicht ganz 15 Jahre alt. „Ihr kleiner Wuchs und ihre schwächliche Leibesbeschaffenheit trugen das Gepräge der physischen Entartung ihres Stammes" — sagt Mignet auf Grund der Berichte des Erzbischofs d'Embrun an Ludwig XIV.[2]).

„Die Kaiserin", schreibt Pufendorf, „war ein gar schwaches und zartes Frauenbild, mehr auferzogen eine Religieuse als eine Prinzessin zu agiren, maßen sie ihre Zeit meistentheils mit Beten und Brodiren oder Nähen zubrachte; habe auch verschiedentlich selbst gesehen, daß, wenn man ein Scheibenschießen gehalten und sie mit ihrem Herrn zusehen gekommen, sie inzwischen sich gesetzt und gewirkt, damit sie immer einige ornamenta haben möchte, in die Kirche und auf die Altäre zu verehren. Ich erinnere mich, daß bei den Exequien einer von den Predigern souteniren wollte, daß sie niemals eine Todsünde begangen hätte. Der Kaiser liebte sie herzlich, sowohl daß sie seine Gemahlin war als wegen der nahen Anverwandtniß. Sie hieß ihn auch niemals anders als ihren Vetter."

„Das kaiserliche Ehepaar führte ein stilles Familienleben und verbrachte den größten Theil des Jahres in Wien, im Sommer einige Wochen in der Favorite, in Laxenburg oder Ebersdorf. Es wurden keine weiteren Fahrten als nach Wiener-Neustadt oder nach Maria

Zell unternommen, wohin man mit dem großen Gefolge zehn Tage brauchte“ [3]).

Daß bei der schwächlichen Leibesbeschaffenheit der Kaiserin — Leopold war ja selbst nicht besonders kräftig*) — der Ehe eine gesunde Nachkommenschaft entsprießen würde, konnte billigerweise nicht erwartet werden. Margaretha Theresa gebar dem Kaiser vier Kinder: 1667 einen Sohn Ferdinand, der nach 3 Monaten starb; 1669 eine Tochter Maria Antonia, die einzige, die sie überlebte und 1685 an den Kurfürsten Max Emanuel von Baiern vermählt wurde (übrigens war auch sie kränklich: lendenlahm und starb bereits 1692); 1670 einen Sohn Johann, der gleich nach der Geburt starb, und 1672 eine Tochter Maria Josepha, welche nur 14 Tage lebte [4]). „Damenhero hielt man es communiter für ein Glück für die deutsch-österreichische Linie, daß Gott diese Dame im 21. Jahre ihres Alters weggenommen“ [5]). Sie hat sich niemals in die Politik gemischt. Ja gerade zu der Zeit, da sie in Wien lebte, hatten die Spanier viel an Einfluß verloren; erst nach ihrem Tode machte er sich wieder geltend [6]).

Dagegen befaßte sich die Stiefmutter Leopolds, die verwittwete Kaiserin Eleonore, gern mit der hohen Politik, wohl mehr aus dem den Frauen angeborenen Hang zu Intriguen als weil sie sonderlich viel davon verstand. Wenigstens äußerte sich der französische Gesandte Grémonville, der die guten Dienste der hohen Frau weidlich auszunützen wußte, gelegentlich einmal in diesem Sinne.

1) Onno Klopp, der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. Wien 1875 I, S. 35.

2) Mignet I, 410.

3) Wolf, Lobkowitz S. 157.

4) Wolf, Lobkowitz S. 362.

5) Pufendorf, Helbig S. 60.

6) Wolf, Lobkowitz S. 158.

*) Sagredo berichtet aus dem Jahre 1664, also kurz vor seiner Heirath: „Der Kaiser ist nicht sehr stark gemäß dem gewöhnlichen Schlage seines Stammes, der schon der äußersten Greisenhaftigkeit entgegengeht.“

3. Der geheime Rath.

Auersperg, Lobkowitz, Schwarzenberg, Sinzendorf, Hocher, Lamberg, Gonzaga, Königseck, Montecuccoli u. s. w.

Zur Erklärung der sonst ganz unbegreiflichen energielosen Politik Leopolds während der Jahre 1667 und 1668 ist es vielleicht zweckdienlich, das Wesentliche voraus zu schicken, was Großmann in seiner interessanten Abhandlung über die Geschäftsordnung der äußeren Politik am Wiener Hofe zu Kaiser Leopolds und Lobkowitz' Zeiten berichtet.

„In Wien gab es zur Zeit Kaiser Leopolds I. noch keine nach den Geschäften geschiedene Ministerien, wie gleichzeitig etwa am französischen Hofe; sondern der Kaiser war von einer Anzahl sogenannter „geheimer Räthe" umgeben, die je nach Bedarf bald in Fragen der innern bald in Fragen der auswärtigen Politik in Wien oder als Gesandte an anderen Höfen beschäftigt waren." ...

„Diese Räthe wurden in verschiedene Commissionen vertheilt, die aus 4—8 Räthen und 1—3 Sekretären bestanden. Jede dieser Commissionen beherrschte — sozusagen — ein gewisses genau begrenztes Gebiet der auswärtigen Politik. Die Commissionen hatten einen Präsidenten mit ziemlich weitgehenden Befugnissen. Er empfing die einlaufenden Berichte und Depeschen des Residenten und Gesandten und las sie zuerst. Bei ihm fanden die Berathungen der Commission, die „geheimen Conferenzen" statt." „Er erbrach die Briefe der Fürsten seines Ressorts an den Kaiser und behielt sie, ohne sie demselben vorlegen zu müssen." „Die Conferenz berieth die neue Instruktion für den Gesandten bis in das kleinste Detail hinein und concipirte die Antworten auf die Briefe der Fürsten."

„War der Conferenzbeschluß in eine bestimmte Fassung gebracht, so wurde derselbe dem Kaiser vorgelesen."

„Darauf erklärt sich der Kaiser einverstanden, was ebenfalls durch den Sekretär auf dem Aktenstücke bemerkt wird."

„Der Kaiser bekam also die an ihn gerichteten Relationen der Gesandten oder fürstlichen Schreiben keineswegs in die Hand; vielmehr theilen ihm die Räthe davon nur mit, wie viel und was sie für gut halten."

„Der Schwerpunkt aller Staatsleitung lag somit in den Händen der Räthe, aus denen die verschiedenen Commissionen bestanden.“ „Die Politik der Räthe konnte naturgemäß nur eine conservative sein.“

„Sie, die das unbedingte Vertrauen des Kaisers besaßen, der zu allem ja sagte, was sie riethen, mußten sich für ihre Rathschläge auch verantwortlich fühlen.“

„Die politische Thätigkeit des ersten geheimen Raths lag der Hauptsache nach innerhalb der Geschäftsordnung. Leiteten die Commissionen die auswärtige Politik in ihren verschiedenen Richtungen, so war der Prinzipal-Minister deren Chef. Mochte er also in vielen Fällen den Kaiser persönlich berathen: im Laufe der Geschäfte kam sein Rath nur unter den andern in Betracht. In den geheimen Conferenzen der Commissionen hatten die Meinungen der anderen Räthe völlig gleiches Gewicht mit der seinigen.“ ... „Es gab aber eine Befugniß, welche der Stellung des Prinzipalministers doch besondere Bedeutung geben und ihn aus der Reihe der übrigen Minister und Räthe herausheben konnte, wenn der Träger derselben sie auszubeuten verstand. Es war die Befugniß, den direkten Verkehr fremder Botschafter mit dem Kaiser zu vermitteln. Die Natur der Anträge, die sie brachten, entschied nun über den Antheil der Thätigkeit, den der Prinzipalminister dabei hatte. Brachten die fremden Botschafter nämlich Anträge ihrer Regierungen, die dem Kaiser persönlich vorgetragen werden sollten, so berieth zunächst der erste „geheime Rath“ als erster Mitwisser den Kaiser, ob derselbe im Allgemeinen auf Verhandlungen eingehen, resp. die Sache einer Commission übergeben oder ob er sie ablehnen solle. War in einem solchen Falle die Thätigkeit des Prinzipal-Ministers nur eine kurze und vorübergehende, so änderte sich die Sachlage, wenn — jener Antrag ein geheimer war. Da trat die persönliche Thätigkeit des ersten Ministers an die Stelle der Commission. Es gab in einem solchen Falle in Wien also eine doppelte Politik; eine officielle, durch die Commissionen geleitete und eine ministerielle, geheime, die der Prinzipalminister noch neben seiner Thätigkeit als Commissions-Chef führte.“ „Kein Fall ist für diese Art doppelter Regierung charakteristischer als die Behandlung der ersten Anträge Ludwigs XIV. betreffend die Theilung der spanischen Erbschaft.“

„Von unmittelbarer Wirkung war die Vielheit der obersten Leitung der Geschäfte auf das Gesandtschaftswesen überhaupt."

„Die Gesandten hielten sich näher an denjenigen geheimen Rath, dessen Richtung ihnen am meisten zusagte. Das schadete natürlich der Direktion der gesammten äußeren Politik. Die Intrigue ward hierdurch officiell gut geheißen."

Die Zahl der geheimen Räthe unter Leopold I. belief sich auf etliche 20 Personen*). Es fanden sich da beisammen „die Prinzipal-Hofoffiziere, nämlich die Obristen-Hofmeister des Kaisers und der Kaiserin, der Oberstkämmerer, Oberhofmarschall und Oberstallmeister, ferner auch andere hohe Etats-Bediente, zum Exempel der böhmische Burggraf, der böhmische Kanzler, der Reichsvicekanzler, der unter-österreichische Oberstatthalter, der Kammerpräsident, der Reichshofrathspräsident, der Hofkanzler, der Kriegspräsident und einige Feldmarschälle" [1]).

Der erste geheime Rath war Fürst Auersperg. Er hatte diesen Rang schon seit 1655 inne. Sein Einfluß sank indessen unter Leopold, der mehr auf Portias († 1665) und Lobkowitz' Rath gab. „Auersperg war ein Mann von den besten Manieren, von lebhaftem Geiste, tüchtig in der Arbeit, geeignet zu den Verhandlungen mit fremden Mächten, aber wegen seiner Eifersucht, seines Ehrgeizes der immer andere Würden wünschenswerth machte, gefürchtet und gehaßt. Er überschätzte sich selbst und liebte niemand als sich selbst." Wie viele seiner Amtsgenossen wurde er von seiner Frau geleitet. Er vermengte auch oft die Staatsinteressen mit seinem Privatinteresse, wobei natürlich das letztere nicht zu kurz kam [2]).

Er spielt bei den diplomatischen Verhandlungen der Jahre 1667 und 1668 eine hervorragende Rolle.

Erst nach Auerspergs Sturz (1669) wurde an Stelle des vielköpfigen geheimen Rathes „weil sich nachgehends befunden, daß unter so vielen Leuten das Secretum, welches doch gleichsam die Seele der Consilien ist, nicht wohl observirt wird", ein Conferenzrath von 4 Herren gesetzt [3]).

Der zweite geheime Rath war Fürst Wenzel Lobkowitz,

*) Im Anfang der Regierung Leopold I. waren 20, 1687—54 geheime Räthe. Wolf, 212.

und zwar seit 1649. Sein Einfluß machte sich erst nach dem Tode Portia's (1665) geltend [4]).

„Lobkowitz war ein stattlicher ungemein prachtliebender Mann, von den angenehmsten und gefälligsten Formen, immer fröhlich, immer freigebig. Er besaß eine außergewöhnliche, körperliche und geistige Lebhaftigkeit, überströmenden Witz, bons mots in Fülle" [5]).

Den Jesuiten war er nicht sonderlich gewogen. Nicht selten richtete er gegen sie die Pfeile seines Spottes *).

Der venetianische Gesandte Marino Giorgi schilderte ihn 1671 als einen Mann, der über Kenntnisse, Erfahrung, Geistesgegenwart, Urtheilskraft, Gelehrsamkeit und witzige Einfälle verfügte. Doch that er sich auf seine Geschicklichkeit viel zu gute und war demgemäß Schmeicheleien nicht unzugänglich, was Grémonville, der französische Gesandte, gehörig auszubeuten verstand. Seinen Witz benützte er oft dazu, die ernsthaftesten Dinge in's Lächerliche zu ziehen, um unangenehmen Einwürfen aus dem Wege zu gehen. Im übrigen handelte er mit Klugheit, wobei er indessen bisweilen seinen Launen folgte und ein gewisses ungestümes Wesen zeigte.

Aehnlich urtheilt der schwedische Gesandte Pufendorf: „Es ist der Fürst Lobkowitz vir magni et acutissimi ingenii, aber non sine mixtura dementiae. Er traut sich allzuviel zu, und indem er auf seine Erfahrung pocht, verachtet er Andere neben sich, macht sich auch nichts daraus, jemand ohne Noth zu offendiren."

Der französische Gesandte Grémonville nennt ihn einen schwachen, hitzigen, schlauen und ehrgeizigen Mann, der immer fürchte sich zu compromittiren [6]).

Lobkowitz war den Franzosen sehr gewogen. Ja die Förderung der französischen Pläne, namentlich in den Jahren 1667 und

---

*) Dies deuten folgende Anekdoten an: „Als ihn die Jesuiten um ein Stück Land baten, soll er ihnen die Ueberschrift auf dem heiligen Kreuze J. N. R. J. dahin erklärt haben: jam nihil reportabunt Jesuitae, die Jesuiten werden niemals etwas zurückstellen". — „In seinem Testamente, das einen ganz betrübt- und wehmüthigen, reuezerknirschten Eingang hatte, legirte er den patribus societatis Jesu zum Zeichen seiner gegen selbe jederzeit gehegten Liebe und zu einiger Ergötzlichkeit 82,000 — hier ging das Blatt, das abgelesen ward, zu Ende. Als der Vorleser es umschlug fand er Bretternägel zu einem neuen Bau". Behse V, 44—45.

1668, streift oft geradezu an offenen Verrath der Interessen seines eigenen Herrn und Kaisers.

Graf Adolph Schwarzenberg war geheimer Rath seit 1648 und seit 1662 Reichshofrath. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und in Paris studirt. Doch behagte ihm das französische Wesen nicht. Er war den Franzosen und Schweden abgeneigt. Er besaß nach dem übereinstimmenden Urtheile fast Aller, große Fähigkeiten, und war mit den Interessen des kaiserlichen Hauses gründlich vertraut. In Angelegenheiten der äußeren Politik aber war er nicht besonders beschlagen. Rasche Entschlüsse zu fassen war nicht seine Sache. Auch verstand er es nicht, sich unter den übrigen geheimen Räthen verläßliche Anhänger zu gewinnen, und so blieb er denn mit seiner Ansicht gewöhnlich allein. Außerdem vergaß ihm Leopold noch immer nicht seine Haltung bei der Kaiserwahl in Frankfurt, wo er für die Wahl des Erzherzogs Leopold Wilhelm vermittelt hatte[7]).

Graf Georg Ludwig Sinzendorf war Hofkammerpräsident seit 1656. Als solcher hatte er die wichtige Leitung des Finanzwesens in Händen. „Er war ein Mann von mittelmäßigen Anlagen, eingebildet und hochmüthig und verdankte seine Stellung nur seinem Namen und der Gunst des Kaisers.“ Er legte nach hergebrachtem Schlendrian über die Finanzen lange Jahre hindurch keine Rechnung. „Als endlich im Jahre 1680 (nach 24jähriger Amtsthätigkeit) seine Unterschleife doch aufgedeckt wurden, stellte es sich heraus, daß Sinzendorf die kaiserliche Kammer um nicht weniger als nahe zwanzig Tonnen Goldes betrogen hatte.“ „Unter den Verbrechen, die bei seinem Sturze genannt wurden, kommen Meineid, Diebstahl und Betrug vor.“ Das war der damalige österreichische Finanzminister![8])

Johann Paul Hocher, seit 1666 Hofkanzler (Minister des Innern), einer der scharfsinnigsten und weitblickendsten Räthe des Kaisers, hielt sich um diese Zeit (1667 und 1668) bei den Berathungen noch sehr im Hintergrunde. Sein Name wird kaum genannt, obwohl er später insbesonders in den 70er Jahren eine so hervorragende Rolle spielte[9]).

„Den Grafen Lamberg recommandiren am meisten seine langwierigen Dienste. Er ist zwar ein Mann von Studien, thut

aber bei den Staatsaffairen wenig anders, als daß er Andere darüber raisonniren hört und sein Jawort dazu gibt, sondern befleißigt sich, seine Oberkämmererstelle fleißig zu verwalten und dem Kaiser stetig aufzuwarten“ [10]).

Das beständige Beisammensein mit dem Kaiser brachte es mit sich, daß er in fast alle geheimen Angelegenheiten eingeweiht war. „Nach dem Zeugniß des Grafen von Chavagnac, eines am Wiener Hofe wohl betrauten Franzosen, war er ein so verschlagener Höfling, daß er seines Gleichen suchte, aber von bornirtem Geist“ [11]). Im übrigen soll er auch Geldgeschenke nicht verschmäht haben, wenn er der Geheimhaltung sicher war [12]).

Fürst Hannibal Gonzaga, seit 1658 Vicepräsident des Hofkriegsrathes, ein Verwandter der Kaiserin Mutter, hatte mehr militärische als politische Erfahrung. Er besaß geringe Studien, da er für das Waffenhandwerk herangezogen worden war; übrigens erhob er auch nicht den Anspruch darauf, als ein Staatsmann zu gelten. Die Arbeit liebte er nicht allzusehr. Er mischte sich ungern in die Politik, obwohl er vielleicht klüger war, als er sich stellte. Die Hofcabalen waren ihm zuwider [13]).

„Der Graf von Königseck, ein sehr freundlicher Herr und von guter Conversation, geht ziemlich offenherzig heraus und ist nicht schwer zu erforschen, was er im Schilde führt, absonderlich wenn man im Raisonniren ihm das Obstat hält und zu einigem Emportement Anleitung gibt. Die von ihm geschöpfte Opinion, als wenn er nicht Fermets genug hätte, der Versuchung von Geldgeschenken zu widerstehen, davon er bei seiner Vicepräsidentschaft im Reichshofrath einige Proben gegeben haben mag, hat ihm nicht wenig geschadet“ [14]).

„Graf Nostiz, der oberste Kanzler für Böhmen, war ein rühriger, fleißiger Mann, der aber nicht über das Gewöhnliche hinaus ragte, und der sich in allem auf Auersperg stützte“ [15]).

„Graf Montecucculi wird bei Hofe für Denjenigen gehalten, welchem man directionem consiliorum am besten anvertrauen könnte, wie er denn ein Mann, der ziemlich Phlegma hat und lange im geheimen Rath gesessen und consequenter gute Erfahrung erworben“ [16]).

Vom Oberstthofmeister der Kaiserin, Grafen Dietrichstein,

weiß Marino Giorgi (1671) keine weiteren Vorzüge zu berichten, als daß er ein Privilegium auf des Kaisers Gunst gehabt.

Von den anderen Räthen wie Obing, Traun, Sprinzenstein u. s. w. sind fast nur die Namen bekannt. Battista Nani entwirft aus dem Jahre 1658 über den geheimen Rath und dessen Thätigkeit, sowie über die geistige Befähigung mancher „Geheimräthe" kein allzu schmeichelhaftes Bild. Er sagt nämlich darüber im Allgemeinen:

„Im Rathe des Kaisers herrschen Zwietracht und Unerfahrenheit. Die erstere ist ein großer Wurmfraß, da die Räthe statt dem Staate zu dienen, den Parteien dienen. Und sie sind dabei von solcher Leidenschaftlichkeit erfüllt, daß sie mehr zusammen kommen, ihre gegenseitigen Intriguen zu entdecken und zu vereiteln, als für ihren Herrn zu arbeiten. Die Unerfahrenheit wiederum leitet oft blind die schwierigsten Verhandlungen, und wie die Zwietracht aus dem gegenseitigen Wettbewerb an den Höfen entsteht, so rührt die Unerfahrenheit davon her, daß man sich zu wenig mit den äußeren Angelegenheiten befaßt. Da der Kaiser nur in Spanien ordentliche Gesandte unterhält, so zieht er keine Leute mit umfassender Kenntniß und Erfahrung heran. Daher kommt es auch, daß in den Rath viele Höflinge nur wegen vorgerückten Alters und weil sie in besonderer Gunst stehen, berufen werden. Einige sind solche Hohlköpfe, daß man mit ihnen über Geschäfte nicht reden kann, ohne zu lächeln oder vor Erstaunen zu vergehen" [17]).

„Daß sich Leopold auch in der Treue seiner Räthe oft täuschte, versteht sich von selbst. Denn befanden sich unter der großen Anzahl derselben auch viele edle und brave Männer, so gab es doch auch feile Seelen genug, die das persönliche Interesse dem des Reiches vorzogen. Das europäische Cabinet, das ein Stück Geld darauf verwenden wollte, konnte nirgends so leicht etwas erfahren oder erlangen, als in Wien; und Ludwig XIV. fand auch in jeder Commission einen Commissionär für seine Angelegenheiten" [18]).

1) Pufendorf.
2) Wolf, Lobkowitz S. 71. — Battista Nani 1658. — Molin 1661.
3) Pufendorf.
4) Wolf, Lobkowitz S. 72.
5) Vehse V, S. 40.

6) Mignet III, 457. Man vergleiche damit Giustiniani's Charakteristik aus dem Jahre 1654, und die Molins (1661).

7) Wolf, Lobkowitz S. 73—75. — Battista Nani 1658. — Sagredo und Nani 1659. — Marino Giorgi 1671. — Pufendorf.

8) Wolf, Lobkowitz S. 76—77, 226—235. — Vehse V, S. 55—63. — Battista Nani 1658. — Marino Giorgi 1671.

9) Pufendorf. — Wolf, Lobkowitz S. 213—215. — Vehse V, 68—72. — Marino Giorgi 1671.

10) Pufendorf.

11) Vehse V, S. 65.

12) Grémonville an Lionne, 28. November 1667. — Mignet II, 356—357.

13) Battista Nani 1658, Molin 1661, Giustiniani 1654.

14) Pufendorf, Helbig S. 171.

15) Wolf, Lobkowitz S. 76.

16) Pufendorf, Helbig S. 69.

17) Ueber die Uneinigkeit der Minister und die hieraus entspringende Langsamkeit in den Geschäften siehe auch Molin 1661.

18) Großmann S. 471—472.

---

4. Der Jesuitenpater Müller, Pater Emerich. — Grémonville, der französ. Gesandte in Wien, und Lionne, der französ. Minister des Aeußern.

In den 60er Jahren war der Jesuitenpater Müller des Kaisers Beichtvater. Molin (1661) rühmt ihm Gelehrsamkeit und einen priesterlichen Lebenswandel nach. Er hatte viel Einfluß beim Kaiser, mißbrauchte ihn jedoch nie zu politischen Zwecken. Er kümmerte sich überhaupt nicht um Politik[1]). Damit stimmt Pufendorf überein, obwohl er weniger gut auf ihn zu sprechen war, er nannte ihn „einen bloßen Schulfuchsen, der von den Affairen nichts verstand".

„Die merkwürdigste Persönlichkeit an dem Wiener Hofe muß der Capuciner P. Emerich genannt werden."

„Er war Prediger an verschiedenen Orten, dann Capuciner-guardian in Wien, Prediger bei den Schotten, Beichtvater des Fürsten Lobkowitz, ein stiller, bescheidener und verschwiegener Mann, der nichts für sich und nichts für Andere verlangte.

„Der Kaiser wandte sich von 1658 an in allen (??) wichtigen Angelegenheiten an ihn. P. Emerich erhielt Einsicht in die geheimen Instructionen der Gesandten, in die Begleitschreiben derselben, in die geheimen Rathsbeschlüsse, in allen Wechsel der Politik und in die Intriguen des Hofes. Er war immer ein Gegner der Jesuiten“ [2]).

Nach Pufendorf's Urtheil ist ihm eine für seine Zeit gar seltene tolerante Gesinnung gegen Andersgläubige nachzurühmen. So mißbilligte er entschieden das harte Vorgehen gegen die evangelischen Ungarn in den 70er Jahren. —

Mit den oben geschilderten kaiserlichen Geheimräthen hatte der damalige französische Gesandte am Wiener Hofe ein leichtes Spiel. Es ist dies der schon einmal genannte Jacques Brethel, Chevalier de Grémonville, einer der geschicktesten Diplomaten aus der Schule Mazarins.

Der Ergebenheit für seinen König, der Begeisterung für den Ruhm und die Größe seines Vaterlandes ordnet er alles unter. Er ist durchaus nicht wählerisch in der Anwendung von Mitteln. Halbe oder unzuverlässige Freunde werden im Bedarfsfalle ohne Barmherzigkeit geopfert. Wer einmal in seinem Bannkreise ist, kann sich ohne Gefahr demselben nicht mehr entziehen. Sein an Verschlagenheit grenzender Scharfsinn barg sich unter einer harmlosen, heiter-gutmüthigen Außenseite. Als vorzüglichem Menschenkenner war es ihm ein Leichtes, in die geheimsten Gedanken des Kaisers und seiner Minister einzudringen. Er kannte genau die Schwächen der Einzelnen. Er zechte mit hohen Herren, schäkerte mit jungen und ältlichen Frauen. Selbst die Kaiserin-Witwe vermochte dem galanten Franzosen ihre Gunst nicht zu versagen. Vor allem aber hatte er bei dem Kaiser einen Stein im Brette. Grémonville verstand es vorzüglich, durch witzige Bemerkungen, selbst in den ernstesten Dingen, Leopold heiter zu stimmen, so daß dieser selbst sagte, kein Arzt wisse besser ein Heilmittel für Alles zu finden als er [3]).

Grémonville gab oftmals gute Rathschläge in kleineren Dingen, um im Nothfalle in wichtigen Angelegenheiten die Leute desto leichter hinter's Licht führen zu können. Dabei verstand er es in wunderbarer Weise, seine eigentlichen Absichten zu verhüllen. In

der Regel schob er einen Vertrauten, irgend eine gutmüthige Natur unter den kaiserlichen Räthen vor, dem er, ohne daß es dieser ahnte, seine Ansichten beibrachte.

Seine diplomatische Kunst läßt sich kurz dahin zusammenfassen: Er hütete sich vor allem, auf einer Unwahrheit ertappt zu werden. So hatte er stets den Schein für sich *).

Grémonville verwickelte sich nie in Widersprüche. Standen die Thaten seines Herrn nicht mit dessen Worten in Einklang, so trug er kein Bedenken, sich selbst als den Getäuschten hinzustellen, obwohl er sehr genau die geheimsten Absichten seines Königs kannte und errieth. Er berief sich dabei unter Umständen selbst auf seine Instructionen, die wohl oft absichtlich so abgefaßt waren, daß auch Andere sie lesen konnten.

Grémonville kam dadurch ganz in den Geruch rücksichtsloser Offenheit und Ehrlichkeit, zumal er seine Behauptungen mit einem solchen Brustton der Ueberzeugung vorbrachte, daß kein Zweifel über seine Aufrichtigkeit laut wurde.

Die Einigkeit der Geheimräthe paßte ihm selten in den Kram. Er suchte sie daher zu stören, indem er die Minister insgeheim gegen einander aufhetzte und ausspielte, oder goldene Minen springen ließ. In dieser allerdings sehr kostspieligen Kunst hatten es ja die Franzosen im Zeitalter Ludwig's XIV. zu unübertroffener Meisterschaft gebracht **).

Mit einem Worte: Grémonville war zur Zeit des Devolutionskrieges die Hauptperson am Wiener Hofe. In seinen Händen liefen alle Fäden zusammen. Der ganze Hof — Lobkowitz ***) nicht ausgenommen — tanzte nach seiner Pfeife *).

Auch Grémonville's directer Vorgesetzter, Hugo de Lionne, der französische Minister des Aeußern, war aus der Schule Ma-

---

*) Erst seine Theilnahme an der ungarischen Verschwörung, wo er merkwürdigerweise seine sonst gebrauchte Vorsicht außer Acht ließ, deckte dem kaiserlichen Hofe seinen wahren Charakter auf.

**) „Wenn es für die Fürsten nützlich ist, ihr Geld zu sparen, so lange Frieden herrscht, ist es nicht weniger wichtig, daß sie es zu ihrem Vortheile auszugeben verstehen". Oeuvres de Louis XIV. S. 43.

***) Auch diesen täuschte Grémonville des öfteren durch sogenannte „fausses confidences". Mignet II, 244—248.

zarin's hervorgegangen. In seiner Jugend hatte er einen großen Theil der europäischen Höfe aus eigener Anschauung kennen gelernt. Er beherrschte mehrere fremde Sprachen in Wort und Schrift. Seine diplomatischen Feldzüge zeigen ihn als einen geschickten, schmiegsamen, verschlagenen und weit aussehenden Staatsmann, dem eine unerschöpfliche Menge von Hilfsmitteln zu Gebote stand. Eine auserlesene Schaar fähiger Agenten an allen Höfen Europas erleichterte ihm freilich seine macchiavellistische Politik in hohem Maße [3]).

1) Wolf, S. 67.
2) Wolf, S. 215—216.
3) Mignet II, 207.
4) Wagner, Historia Leopoldi Magni Caesaris Augusti. — Augustae Vindelicorum 1731. I, 217—218.
5) Oeuvres de Louis XIV. S. 33. — Ranke III, 227.

---

5. Die kaiserlichen Gesandten: Pötting, Goësse, Wicka, Friquet, Kramprich, Basserode, Lisola. — Castel Rodrigo, der Statthalter der spanischen Niederlande.

„In Spanien stand seit 1663 Graf Franz von Pötting als Gesandter in Verwendung. Er war ein Jugendgespiele des Kaisers gewesen und wurde von diesem sehr geschätzt. Seine Berichte sind alle unklar und verworren. Lobkowitz hatte ihn vollkommen in der Hand" [1]).

In Berlin wurde der Kaiserhof durch den Freiherrn Johann von Goësse aus einer niederländischen Familie stammend vertreten. Ferdinand III. machte ihn zum Reichshofrath. „Unter Leopold I. versah er vorerst mehrere Missionen in der Türkei und schloß mit Reninger den Vasvárer Frieden (1664)" [2]). Seine Berichte athmen warmes Rechtsgefühl. Er war ein Fürstendiener in des Wortes edelster Bedeutung. Tief durchdrungen von der Nothwendigkeit, daß der Kaiser etwas für die spanischen Niederlande thun müsse, ließ er es an Warnungen und Ermahnungen nicht fehlen, welche aber bei der grenzenlosen Verblendung, die am kaiserlichen Hofe herrschte, wie Schall und Rauch in alle Winde verwehten.

In Paris war Johann Franz von Wicka kaiserlicher Gesandter. „Er stammte aus einer alten Patrizierfamilie in Basel und war durch seinen Besitz im Breisgau Landstand von Vorderösterreich. Seine Depeschen gingen immer über Freiburg, weil sie auf dem geraden Wege nicht sicher waren“ [3]).

Sie wurden in der That auch oft abgefangen und durchgelesen [4]). „Er klagte, daß die Geheimnisse in Paris nur schwer zu erfahren seien. Die Kanzelisten des auswärtigen Amtes würden alle eingesperrt. Seit unter Lyonne einer hingerichtet worden, könne man nichts mehr erfahren“ [5]).

Die Rolle, welche Wicka in Paris spielte, war eine ziemlich klägliche. Seine umfangreichen Berichte sind beinahe eben so viele Klagen über den ausständigen Gehalt und den Mangel an Instruktionen*). Er wußte fast nie, was er den französischen Diplomaten antworten sollte. Es blieb ihm allein überlassen, zu thun und zu reden, was ihm für gut schien. Das war übrigens für die planlose kaiserliche Politik scheinbar ein Vortheil. Man konnte so ja jeden Schritt des Gesandten desavouiren, falls er sich etwa nachträglich als dem kaiserlichen Interesse nicht förderlich erwies.

„Meine Gesandten müssen auf Kommando einschwenken wie die Unteroffiziere“, sagte einmal Bismarck. Von einem solchen einheitlichen Prinzip bei diplomatischen Aktionen war am damaligen Wiener Hofe wenig die Rede, ja es fehlte eigentlich gänzlich.

In Ermanglung von Instruktionen sind demnach Wicka's Relationen über die politischen Vorgänge ziemlich dürftig. Um so mehr befassen sie sich mit Etikett- und anderen Fragen. So enthalten sie z. B. langathmige Abhandlungen von höchst komischer Wirkung über die verschiedenen Rechte der einzelnen Botschafter [6]).

Der polnische Gesandte hatte es nämlich gewagt, sich in Gegenwart des kaiserlichen Gesandten auf einen Stuhl zu setzen! Horribile dictu! Oder aber der Gesandte fragt in weitschweifiger Weise an, welchen von den Residenten er die Hand geben solle und welchen nicht [7]).

Oder aber von Wicka befaßt sich eingehend mit dem „hoch-

*) Im Berichte vom 19. August 1667 heißt es, er habe bereits 13,000 Gulden aus Eigenem bis dato ausgelegt und sei nun von Geld ganz entblößt. K. k. A.

erwunschenen Stand der Kaiserin, der, wie der Graf von Soissons gesagt haben soll, gar Manchem Concept und Compaß verrücken dürfte“ [8]).

Dieser Mangel an Instruktionen brachte denn auch Wicka in nicht geringe Verlegenheit, als ein Tedeum laudamus nach dem andern auf die Nachricht von den eingenommenen Ortschaften und errungenen Siegen in Paris abgehalten wurde, wozu man auch die fremden Botschafter einlud. Er hatte indeß stets so viel diplomatischen Takt, um sich aus dem Dilemma mit der jedenfalls erfindungsreichen Ausrede zu helfen, daß er sich „durch zu vieles Früchteessen eine Colica zugezogen habe“ [9]).

Während Grémonville am kaiserlichen Hofe in hoher Gunst stand, und sozusagen alle Geister leitete, wurde Wicka, wie dies aus Obigem erklärlich erscheint, ziemlich bagatellmäßig behandelt. Er beklagte sich des öfteren in seinen Berichten, daß ihn Lyonne so selten vorlasse, obwohl er sonst fremden Ministern gern Audienzen ertheile [10]). — Im allgemeinen erwies sich Wicka, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, als eine „gute, ehrliche Haut“.

Im Haag wurde der Kaiser durch Johann Friquet vertreten. „Schon lange Zeit kränkelnd, starb er im August 1667. Vor Dezember wurde er nicht ersetzt. Und gerade in der Zwischenzeit begann Grémonville sein Intriguenspiel, das den Kaiser an die französischen Wünsche festknüpfte. Bevor es möglich ward, daß die durch Friquet's Tod abgebrochene Verbindung zwischen Oesterreich und der Republik hergestellt wurde, hatte die französische Partei schon triumphirt und wurde Lisola's warnende Stimme die Stimme eines Rufenden in der Wüste .... Friquet's Sendung in Holland ist nicht sehr wichtig gewesen. Sein Aufenthalt hatte aber den guten Erfolg, daß der Kaiser und die Staaten an einander gewöhnt wurden.“ Die Wirkung zeigte sich freilich erst in den 70er Jahren. „Der Nachfolger Friquets war Daniel Johann Kramprich von Kronenfeld, kaiserlicher Rath und Ritter des Mauritius- und Lazarus-Ordens, früher Resident in Polen, ein Deutscher von Geburt, ein Gelehrter und fähiger Diplomat. Im Dezember kam er in den Haag, nachdem der Kaiser dort vier Monate lang ohne Vertreter gewesen war“ [11]).

„Im Jahre 1668 begann Kramprich seine eigentliche Wirksam-

keit. Er verlegte sich vor allem darauf, eine gründliche Kenntniß der Personen und Zustände in der Republik zu erlangen, was ihm auch mit der Zeit vollkommen glückte und ihn so zum Orakel der fremden Gesandten machte, die irgend etwas Besonderes zu verrichten hatten. Aber obwohl er bald mit de Witt, van Beuningen, van Beverningh und anderen leitenden Personen gut bekannt wurde, hatte er nicht viel zu thun." Die kaiserliche Politik war ja mit Beginn des Jahres 1668 von der französischen ganz ins Schlepptau genommen worden.

„Das einzige was Kramprich nachdrücklich aufgetragen wurde, war die Beschirmung der niederländischen Katholiken, für welche er in seinem Hause eine Kapelle hatte, worin der katholische Pfarrer von Haag und die patres missionarii Societatis Jesu die Messe lasen." .....

„Zu gleicher Zeit war er auch werkthätig für die Belebung der Handelsbeziehungen zwischen Oesterreich und der Republik. Die Erniedrigung der kaiserlichen Durchgangszölle zu Roveredo und Verona erregte in Holland große Freude und scheint vor allem sein Werk gewesen zu sein. Zugleich suchte er die Aufmerksamkeit der Holländer auf Dalmatien zu lenken, woselbst er dem Kaiser rieth, Häfen zu öffnen, was ihm späterhin große Vortheile eintragen sollte."

„In der Politik war er ein bloßer, wenngleich höchst aufmerksamer Zuschauer" [12]).

In Stockholm war kaiserlicher Gesandter Hermann von Basserode, allem Anschein nach ein fähiger Kopf.

Alle damaligen kaiserlichen Minister und Gesandten überragte an Wissen und politischem Scharfblick thurmhoch der Freiherr Franz von Lisola.

Er stammte aus einer burgundischen Familie in der Franche Comté. Frühzeitig trat er in kaiserliche Dienste (1639).

„An den Höfen fast aller europäischen Großmächte ist er thätig gewesen; in Warschau, in Madrid, in London, im Haag hat er als Gesandter residirt." „Von den verschiedensten Höfen wissen die kaiserlichen Residenten zu berichten, daß Lisolas Name dort nur mit Achtung genannt werde" [13]).

Während des Devolutionskrieges befand sich der Schauplatz seiner diplomatischen Thätigkeit hauptsächlich in Brüssel, im Haag und in London.

Er war ein erbitterter Gegner der Franzosen und jedenfalls ihr gefährlichster Feind. „Nicht genug, daß er mit allen Mitteln des Diplomaten die Tendenzen dieses Staates bekämpfte, suchte er in erbittertem Federkriege dieselben auch in der Meinung der Menschen zu vernichten und so ihren Bestechungen und Intriguen ein Gegengewicht zu verschaffen. Trotz seiner umfassenden Thätigkeit fand er noch Zeit, in meisterhaft geschriebenen Flugschriften in dieser Richtung zu wirken. Sie erschienen gleichzeitig in den verschiedensten Sprachen. Mit ausgezeichneter Geschicklichkeit wußte er aus der Seele Derer zu sprechen, die er überzeugen wollte. Er verstand nicht nur den Ton zu treffen, der auf deutsche Gemüther wirken konnte, sondern er schrieb auch französisch, als ob ein über die ewigen Kriege seines Königs unzufriedener französischer Bürger, und englisch, als ob ein Mitglied der parlamentarischen Opposition die Schrift verfaßt hätte. Seit ihm hat es kaum einen Diplomaten gegeben, der mit solcher Gewandtheit zugleich die Feder des Publicisten geführt hat“ [14]).

Von seinen zahlreichen Flugschriften ist vielleicht die bedeutsamste sein „Schild des Staates und der Gerechtigkeit gegen den französischen Plan der Universalmonarchie.“ Dieses Werkchen entstand im Juni 1667 [15]) im Handumdrehen als Antwort auf Ludwigs räuberischen Ueberfall der spanischen Niederlande. Es wird noch später davon die Rede sein.

Lisola durchschaute Ludwig vollständig. Aber auch dieser verkannte die Gefährlichkeit dieses rastlosen Gegners nicht und haßte ihn aus voller Seele. Bezeichnend ist, daß Castel Rodrigo, der Statthalter der spanischen Niederlande, Lisola zu seiner Ueberfahrt nach England anfangs Mai eine Bedeckung von vier Fregatten mitgab, damit der kaiserliche Gesandte nicht etwa von den Franzosen abgefangen werde. Das Streben Lisolas ging dahin, den Kaiser an die Spitze einer Allianz gegen Frankreich zu stellen. Leider hatte man in Wien für diese weit aussehende Politik damals (1667 und 1668) noch kein Verständniß. „Und so blieb das zielbewußte Ankämpfen gegen die Pläne Ludwigs XIV. lange Zeit (1665—1673) nur in der Persönlichkeit Lisolas verkörpert“ [16]).

„Großer Eifer für das Haus Oesterreich, ein noch größerer Haß gegen Frankreich und alles was damit zusammenhing, das

waren Eigenschaften, die einem alsbald in die Augen fallen. Denn diplomatische Fähigkeiten, Kenntniß von Personen und Sachen, nicht sehr wählerisch sein in dem Gebrauch von Mitteln, das war in jener Zeit nichts Seltenes. Aber ein so unauslöschlicher Haß gegen Frankreich, eine so scharfe Parteinahme und eine so gewaltige Energie in dem Vollführen seiner Pläne, war bei den grundsatzlosen Diplomaten etwas Neues. Daher kommt es, daß er eine der bekanntesten Personen seiner Zeit wurde" [17]).

Die Energie und geistige Rührigkeit des genialen Diplomaten wurde den ziel- und planlos herumtappenden Räthen in der Wiener Hofburg sehr unangenehm. Auch Kaiser Leopold, der sich leider allzu gern in Majestät zu hüllen geruhte und den Dingen ihren Lauf ließ, fand die steten Mahnungen, das stete Drängen Lisolas recht unbequem*).

Jede vom französischen Gesandten Grémonville gegen Lisola vorgebrachte Verdächtigung fiel auf einen fruchtbaren Boden. Es kam so weit, daß schließlich Lisolas Worte ganz verklangen. Zur Zeit, als die Verhandlungen über die Theilung des spanischen Erbes in vollem Gange waren (1667—1668) und auch noch lange nachher, wurden seine Berichte kaum mehr gelesen. Eine große Anzahl derselben liegt bis heute noch unentziffert im Wiener Staatsarchive [18]).

Hätte sich Leopold während des Devolutionskrieges über den beschränkten Horizont seiner Räthe in etwas zu erheben vermocht, hätte er dem hochbegabten Staatsmanne freien Spielraum gelassen; wahrlich dann wäre ein anderer Zug in die österreichische Politik gekommen, und sie wäre von dem Schandfleck befreit geblieben, den die Verhandlungen der Jahre 1667 und 1668 ewig auf ihr haften lassen.

Eine ähnliche Rolle wie Lisola in kaiserlichen Diensten spielte der damalige Statthalter der spanischen Niederlande, der Marques de Castel Rodrigo, unter den spanischen Staatsdienern. Er war ein entschiedener Gegner der Franzosen. Wie Lisola, mit dem er in regem Verkehr stand, durchschaute er die Pläne Ludwigs vollkommen. Da er ungewöhnliche Fähigkeiten und auch die nöthige

*) In seinem Eifer wurde Lisola sogar seinen Freunden, den Spaniern, lästig, da er alles für sie thun und ihnen nichts überlassen wollte, worüber sich der Marques de los Balbases, der spanische Gesandte zu Wien, Ende 1668 allen Ernstes beklagte. Müller, S. 18.

Energie beſaß [19]), ſo hätte er den Franzoſen ſehr gefährlich werden können, wenn er nur die entſprechende Unterſtützung ſeitens der ſpaniſchen Regierung gefunden hätte. Von dem Augenblicke an, als er zum Statthalter Belgiens ernannt wurde (1664), ſuchte er alle Vertheidigungsmaßregeln, die ihm zu Gebote ſtanden, gegen die Pläne Ludwigs vorzukehren. Aber er mußte nur zu bald einſehen, daß der ernſteſte Wille nicht mehr im Stande war, den ſpaniſchen Hof aus ſeiner Lethargie aufzurütteln und ſein Vaterland aus dem Zuſtande der Erſchlaffung, in den es verſunken war, zur Verfolgung einer thatkräftigen und entſchiedenen Politik emporzuheben [20]).

1) Wolf, Lobkowitz S. 218.
2) Wolf, S. 216.
3) Wolf, S. 217.
4) Paris am 21. Oktober 1667. Wicka an Leopold. K. k. Archiv. Frankreich, Correſpondenz 28 u. 29.
5) Wolf, S. 217.
6) In dem Berichte vom 22. April 1667.
7) 29. Juli 1667, 8 Seiten.
8) Paris am 15. April 1667.
9) Paris am 1. Juni 1667.
10) Paris am 29. Juli 1667 und am 2. September.
11) Müller, S. 13, 14. Nederlands eerste Betrekkingen met Oostenrijk toegelicht uit de correspondentie der keizerlijke gezanten te's Gravenhage 1658—1678. Amſterdam 1870.
12) Müller, S. 15 u. 16.
13) Großmann, der kaiſerliche Geſandte Franz v. Liſola im Haag 1672—1673. Wien 1873 S. 5.
14) Großmann, S. 104—106.
15) Klopp, S. 388.
16) Klopp, S. 130.
17) Müller, S. 17.
18) Klopp, S. 219.
19) Giuſtiniani 1654. — Mignet I, 318.
20) Mignet I, 319.

6. Die Finanzen.

Die beständige Ebbe in der Staatskasse war eine Hauptursache von Leopolds Unthätigkeit. In Verbindung mit seiner angeborenen und anerzogenen Unschlüssigkeit mußte sie vollends jedwede Thatkraft lahmlegen. Die kaiserliche Macht war an und für sich nicht unbedeutend. „Sie würde sogar groß sein, sagt der Venetianer Molin, wenn die Regierung kräftig geleitet und die Schätze nicht vergeudet würden.“ Da liegt eben das Geheimniß der Schwäche. Die Finanznoth war so zusagen ein Erbübel. Von Max II. angefangen bis zu Leopold herab ist es fast immer die Finanzcalamität, welche die habsburgischen Herrscher in die unerquicklichsten Situationen bringt.

„Regalien, Zölle, Staatsgüter waren verpfändet, Aemter und Ehren im vorhinein verkauft, die Ausgaben vergrößert, die Einnahmen vermindert. Der Staat borgte häufig bei Privaten, welche Zinsen zu Zinsen rechneten, so daß in der zweiten Generation das Kapital drei- und vierfach an Geld und Gütern gezahlt werden mußte. Man mußte ein Lücke zu und die andere aufmachen. Es gab keine Revision, keine Controle, keine Vorschriften, in welcher Zeit die Rechnungen abgelegt werden sollten“ [1]).

Diese leidigen Finanzverhältnisse hatten nicht zum mindesten ihren Grund in der ungezügelten Freigebigkeit der habsburgischen Fürsten.

Schon unter Max II. konnten die Bedürfnisse nie gedeckt werden, und am Ende des Jahres war immer eine bedeutende Schuld vorhanden [2]).

Wie die Protestanten die stete Geldverlegenheit Max II. ausnützten, ist bekannt. Nicht minder erbärmlich stand es um die Finanzen unter Rudolf II.

„Das Finanzwesen des neuen Großstaates war die traurigste Seite desselben, denn das österreichische Reichsbudget kannte vom Jahre 1591 an bis 1607 zu seiner größeren Hälfte keine anderen als zufällige Deckungen“ [3]).

Der Geldmangel verleitete die Obrigkeiten nicht selten zu den lächerlichsten Abderitenstücklein [4]).

„Unter Ferdinand II. bemächtigte man sich 1620 in Wien der Waisengelder, was, wie der venetianische Gesandte Venier meinte, bei einem Herrscher, der auf Heiligkeit Anspruch erhob, nur skandalös genannt werden muß“ [5]). Kepler, Mathematikus am Hofe desselben Fürsten, wurde für die Besoldungsrückstände, die sich auf 12,000 Gulden beliefen, an Wallenstein gewiesen. Das Jahr 1623 sah in Wien auch eine Art Staatsbankerott, Münzcalada genannt [6]).

Nicht besser, wo möglich noch schlechter sah es unter Ferdinand III. aus [7]).

Ebenso unter Leopold. Sparsamkeit war von jeher nicht die stärkste Seite des Habsburgerstaates gewesen. Durch die Nachahmung der prunkenden Hofhaltung Ludwigs XIV. mußte die traurige finanzielle Lage nur noch verschlimmert werden. Es trat hier eben ein zu grelles Mißverhältniß zwischen Wollen und Können, zwischen Aufwand und vorhandenen Mitteln zu Tage.

Die jährlichen Einkünfte des Gesammtstaates berechnet Sagredo [8]) in der Mitte des 17. Jahrhunderts auf 6 Millionen Gulden, Pufendorf in den 70er Jahren auf 9 Millionen Thaler Silbermünze, Gädeke [9]) zu Ende des 17. Jahrhunderts auf 12 Millionen Gulden. Dazu kamen noch hie und da außerordentliche Einnahmen. So ehrten die deutschen Erbländer, die wohl wußten, wo ihren kaiserlichen Herrn der Schuh drücke, denselben nach herkömmlichem Brauche bei seiner ersten Heirat durch ein Hochzeitsgeschenk in Geld; die von Unterösterreich gaben 100,000 fl., die von Oberösterreich 45,000 fl. [10]).

Die Corruption war arg. Wie der Finanzminister, so bereicherte sich auch der ganze Schwarm der Räthe, Buchhalter, Sekretäre, Kanzlisten [11]).

Wenn sich der Kaiser, anstatt seinen Spielgewinn und Spielverlust mit kleinlicher Sorgfalt in seinen Krakauerkalender einzutragen, in etwas um die Finanzen seines Reiches gekümmert und seinen Minister zu einer Rechnungslegung verhalten hätte; so wären so kolossale Unterschleife nicht möglich gewesen. Aber pedantische Kleinigkeitskrämerei einerseits und unbegreifliche Vertrauensseligkeit im Großen anderseits, das waren zwei hervorstechende Charakterzüge Leopolds.

Wie man überhaupt in Wien die Stellung eines Finanz-

miniſters anſah, das veranſchaulicht die oft citirte Anekdote aus der Zeit Ferdinand III. von dem Pferde im kaiſerlichen Marſtalle, welches nicht fett werden wollte. Dem Kaiſer, der deswegen in Verlegenheit gerieth, ſagte ein Witzbold: „Majeſtät, machen ſie es zum Kammerpräſidenten“ [12]).

Die deutſchen Fürſten, welche nach Ungarn Hilfstruppen gegen die Türken ſandten, ließen den Sold nicht durch die Hände der kaiſerlichen Räthe wandern, damit er ſich nicht etwa in ihre Taſchen verirre, ſondern ordneten zur Auszahlung eigene Commiſſäre ab*).

Die Erzählungen über die Corruption am Wiener Hofe, die der venetianiſche Geſandte Molin aus dem Jahre 1661 bietet, erinnern lebhaft an jene Betrügereien, wie ſie Le Sage in ſeinem berühmten Sittenroman Gil Blas ſchildert, wie ſie zu Potemkins Zeiten in Rußland im Schwange waren, oder wie ſie noch heutzutage in der Türkei oder in Perſien geübt werden. Wie der Kaiſer betrogen wurde, zeigt Folgendes: Die Halsketten z. B., mit welchen Se. Majeſtät ab und zu beſonders verdiente Unterthanen zu begnaden geruhte, waren gewöhnlich von einer ſo ſchlechten Goldlegirung, daß ſie nicht einmal die Hälfte des angegebenen Werthes darſtellten. Oder aber man beſchenkte einen fremden Geſandten — wie etwas Aehnliches Molin ſelbſt paſſirte — mit einem Diamantring, um ihm denſelben am nächſten Morgen wieder abzuverlangen, unter dem Vorwande, es fehle daran etwas. Als Erſatz gab man dann eine werthloſe Kleinigkeit.

Ebenſo corrupt war die Gerechtigkeitspflege. Battiſta Nani und Molin ſind voll Bewunderung für die gutmüthige Bevölkerung der Erblande, die trotz der hohen Abgaben ſich auch noch in dieſer Richtung ſo vieles bieten ließ, ohne zu murren.

Kurzum „in allen Zweigen der Verwaltung findet man Nachläſſigkeit und Verſchwendung, eine Unzahl untauglicher Beamter und große Beſtechlichkeit“ [13]).

1) Wolf, Lobkowitz S. 224.

2) Bericht Johann Micheles über ſeinen Aufenthalt bei Kaiſer Maximilian II. (1571). Fontes rerum austriacarum XXX.

*) Molin 1661. — Auch Ludwig XIV. leiſtete im Jahre 1663—64 die erbetene Hilfe gegen die Türken nicht in Geld ſondern mit Truppen, damit das Geld nicht etwa eine andere Verwendung finde. Oeuvres 218.

3) Gindely, Rudolf II. und seine Zeit. Bd. I, S. 36.

4) Siehe z. B. meine Abhandlung über den Aufstand der protestantischen Salzarbeiter und Bauern im Salzkammergute 1601 und 1602. — Linz 1885.

5) Gindely, Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. II, 1. C. 10—26.

6) Newald, die lange Münze in Oesterreich. Numismatische Zeitschrift. Wien, 1881 S. 88—132. Newald, Beiträge zur Geschichte des österreichischen Münzwesens während der Zeit von 1622 bis 1650. Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich XII, 1882.

7) Giustiniani.

8) Wolf, S. 225.

9) II, S. 63.

10) Wolf, S. 156.

11) Behse V, S. 64. — Molin 1661 „e cosi molti soggetti in questa Carica hanno in poc'anni accumulati thesori, e somme eccedenti. Non sono credibili le putride mercantie, che da ministri della Camera se pratticano in tutte le cose anco minime".

12) Molin 1661. — Sagredo 1665.

13) Gädeke II, S. 62.

7. Philipps IV. Tod. — Ludwig bereitet den Ueberfall der spanischen Niederlande (Belgien) vor.

Am 17. September 1665 starb Philipp IV. von Spanien. Es überlebten ihn aus der ersten Ehe mit Elisabeth v. Bourbon: die Königin Maria Therese von Frankreich; aus seiner zweiten mit Anna von Oesterreich: Margaretha, welche mit Kaiser Leopold verlobt war, und Karl II., der damals vier Jahre zählte. Erst nach dem Tode seines Vaters entwöhnte man ihn der Ammenmilch. Bei der ersten Audienz, welche König Karl den Gesandten gab, hatte man ihn an die Rückseite des Thronsessels gelehnt, der in seinem Zimmer untergebracht war, und seine Wärterin, welche hinter dem Sessel stand, hielt ihn mit einer an seinem Gewande befestigten Schnur fest. „Sein Gesicht war immer niedergeschlagen, der Kopf gesenkt, die Beine kraftlos, der Geist stumpfsinnig; bis zum Alter von fünf Jahren mußte er gestützt werden, war er unfähig, seinen Hut vor den Gesandten abzuziehen und konnte er

nur das einzige Wort hervorbringen: „Bedecken Sie sich“. So der Erzbischof d'Embrun, des Königs von Frankreich Gesandter in Madrid [1]).

Später zeigte sich jedoch Karl II. durchaus nicht so geistesschwach, als dies hier dargestellt erscheint, „wenn auch ein wahrheitsgetreues Bild von ihm weit mehr Schatten als Licht enthält und er als Monarch eine sehr traurige und für sein Land wahrhaft unselige Rolle gespielt hat“ [2]).

Die Königin-Witwe Maria Anna übernahm die Vormundschaft. Sie hatte viel weniger Geist, aber viel mehr Charakter als ihr Gemahl. Sie liebte Frankreich nicht, sondern fürchtete es. Daher war auch einer ihrer ersten Gedanken der, die zwischen der Infantin Margaretha und dem Kaiser Leopold projektirte Heirath zu schließen [3]).

Durch einen geheimen Artikel des Ehecontractes war dem zweiten Sohne aus dieser Ehe unter der Bedingung, daß er zur Erziehung nach Spanien gebracht werde, der Besitz der spanischen Niederlande zugesichert worden. Dieser Artikel konnte aber nicht in Wirksamkeit treten, da bis auf Maria Antonia alle Kinder aus dieser Ehe frühzeitig starben.

Die Königin Regentin ließ sich gänzlich von ihrem Beichtvater, dem Jesuiten Nithard, einem Deutschen, leiten, der auch der Erzieher ihres Bruders gewesen war.

„Der Beichtvater der Königin“, schreibt sein Bruder in Christo, der Erzbischof d'Embrun, „hat einen ziemlich hochmüthigen Sinn; seine Hauptwissenschaft ist die Scholastik; seine Geschäftskenntniß muß eine sehr mittelmäßige genannt werden. Er hat eine herrische Ausdrucksweise und ist an die Herrschaft über die Gewissen gewöhnt“.

„Sein Geist war unschlüssig, sein Charakter furchtsam, sein Hochmuth außerordentlich groß. Als Nachfolger eines schwachen Königs, als Minister einer blind vertrauensseligen Frau hatte er alle Eigenschaften, um den Ruin der spanischen Monarchie beschleunigen zu helfen“ [4]).

Nithard war als Ausländer in Spanien durchaus nicht beliebt. So erschien bald nach dem Tode Philipps IV. eine Satire: „Catalog von neuen Büchern verschiedener Autoren, gedruckt in Madrid seit dem 17. September des Jahres 1665.“ Eines führte

den Titel: „Der vollständige Günstling mit dem Gewissensfall, vom Pater Beichtiger". Ein anderes: „Wie man sich zu allem brauchen lassen kann, ohne für irgend etwas zu taugen; ein angenehmes Buch, wenngleich von wenig Geist, vom Beichtvater der Königin". Lisola entwirft von seinem Wirken im Bericht vom 12. März 1666 kein allzu schmeichelhaftes Bild[5]). „Es ist hier, meldet er dem Kaiser, ein wahres Babylon. Der Respect, der Gehorsam hört auf. Die Rechtspflege liegt darnieder. Es gibt keine Strafe mehr. Die Verwaltung des Schatzes ist ein unendliches Wirrsal. Alle Schuld wirft man auf den Pater Nithard, der mit aller Ehrenhaftigkeit und Frömmigkeit der ihn umringenden Tücke nicht gewachsen ist, dessen Ansichten aber auch dieser Zeit nicht entsprechen."

Ludwig XIV. hatte bei seiner Heirath für sich und seine Gemahlin feierlich auf den spanischen Thron Verzicht geleistet. Es war ihm nicht geglückt, auf diplomatischem Wege eine Nichtigkeitserklärung der Entsagungsacte seitens Spaniens zu erlangen.

Das Testament Philipp IV. hielt auch mit allem Nachdrucke den Verzicht der Königin Maria Theresa aufrecht und deutete damit auf einen möglichen Angriff seitens Frankreichs hin[6]).

In der That zeigte Ludwig, gestützt auf die Nichterfüllung einiger im Heirathscontracte Spanien auferlegten Bedingungen bald nach dem Ableben Philipps der Königin-Regentin an, daß er den Ehecontract für gebrochen ansehe und die Rechte seiner Familie zu wahren wissen werde. Das Ableben seiner Mutter, Anna von Oesterreich, im Januar 1666, entband ihn der letzten Rücksichten[7]).

Er bereitete nun diplomatisch und militärisch den schon längst geplanten Ueberfall der spanischen Niederlande vor*). Er suchte dabei, um doch einigermaßen den Schein für sich zu haben, das privatrechtlich in einigen belgischen Provinzen Geltung habende Devolutionsrecht, wonach den Töchtern erster Ehe ein Erbrecht vor den Söhnen zweiter Ehe zusteht, staatsrechtlich auf die spanischen Niederlande anzuwenden.

Da der von Seite Frankreichs befürchtete Angriff nicht sogleich

*) Schon im März 1662 that d'Embrun in Madrid diesbezüglich Aeußerungen. Mignet I, 173. Ebenso war schon in den Verhandlungen zwischen Holland und Frankreich im Jahre 1663 vom Devolutionsrechte die Rede. Mignet I, 183.

erfolgte, begann man sich in Madrid mehr und mehr in Sicherheit zu wiegen. England bot ein Bündniß an. Um dies zu hintertreiben, spielte Ludwig ein Doppelspiel. Er stellte sich als wolle er einen Frieden zwischen Spanien und Portugal vermitteln helfen, obwohl es ja in seinem Interesse gelegen sein mußte, den Krieg zwischen beiden Staaten in die Länge zu ziehen. Ja seine diplomatische Doppelzüngigkeit ging sogar so weit, Spanien und Portugal zugleich ein Bündniß anzubieten. Und der Zweck der kühnen Täuschung: die spanisch-englische Allianz zu verhindern, wurde auch wirklich erreicht[8]).

Nur Lisola durchschaute das Spiel. Er war zur rascheren Abwicklung der Heirathsangelegenheit vom Kaiser nach Spanien entsendet worden. Er benützte seinen Aufenthalt daselbst, um vor den Plänen Frankreichs zu warnen. In seiner vom Standpunkte eines Spaniers verfaßten Denkschrift sagt er:[9]) „Es ist Grund vorhanden anzunehmen, daß das Anerbieten der Vermittlung bei Portugal zu desto besserer Verhüllung der Absicht des Einbruches in Belgien dienen soll. Man will uns damit locken, unser Vertrauen gewinnen, damit wir um so lauer werden in den Anstalten zu unserer Vertheidigung".

Zur selben Zeit hatte sich der spanische Gesandte Fuentes in Paris die Abschrift eines Briefes des Staatssekretärs Lionne zu verschaffen gewußt, in welchem die Absicht des Angriffes auf Belgien im Frühling 1667 erörtert wurde. Der Brief wurde im April 1666 im spanischen Staatsrathe verlesen[10]). Fast unglaublich — auch das genügte nicht, weil, wie der französisch gesinnte Penneranda einwarf, der Beweis für die Echtheit des Briefes nicht vorliege. Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Der englische Gesandte Sandwich und Lisola überzeugten sich, daß es zur Zeit nicht möglich sei, den spanischen Staatsrath zur Erkenntniß dessen zu bringen, was Spanien bevorstehe, umsomehr als der französische Gesandte d'Embrun nicht verfehlte, Frankreichs Absichten im friedlichsten Lichte erscheinen zu lassen. Und sein Priesterrock bot ja anscheinend Garantie genug für seine Wahrheitsliebe*).

*) Bezeichnend für den jesuitisch-diplomatischen Charakter dieses Kirchenfürsten ist ein Vorfall aus dem Jahre 1661. Der Infant († 1. November 1661)

Man war also in Madrid von den friedlichen Absichten Frankreichs überzeugt![11])

England war seit dem März 1665 mit Holland in Krieg. Frankreich stand durch die Abmachungen des Jahres 1662 gebunden auf Seite Hollands, nahm jedoch keinen besonders lebhaften Antheil am Krieg.

Sowie Sandwich in Madrid, suchte Carlingford in Wien für ein Bündniß Englands mit dem Kaiser und Spanien zu wirken[12]).

Trotz seiner persönlichen Geneigtheit lehnte der Kaiser vor der Hand ab, hauptsächlich aus Furcht vor dem Rheinbund. Doch wollte er den Frieden zwischen den Seemächten vermitteln helfen, um dann auf Grundlage dieses Friedens eventuell eine Allianz zu schließen. Lisola erhielt zu diesem Zwecke den Auftrag nach London zu reisen. Um nicht den französischen Boden zu betreten, begab er sich in weitem Bogen über Italien, Deutschland, Brüssel nach England, woselbst er erst im December 1666 anlangte. Hier erwartete man ihn nicht ohne Ungeduld, da Sandwich sehr vortheilhaft über ihn und seine Allianzpläne berichtet hatte. Im Januar 1667 bot Lisola die kaiserliche Vermittlung zum Frieden zwischen England und der Republik Holland an. Sie wurde angenommen. „Die Stimmung des englischen Volkes für ein Bündniß mit den beiden habsburgischen Linien ist sehr günstig, der Haß desselben gegen Frankreich sehr groß" — meldet Lisola Ende März 1667 aus London[13]).

Karl II. von England ließ sich indessen, trotz seiner und seines Kanzlers Clarendon scheinbar so entschieden franzosenfeindlichen Aeußerungen Lisola gegenüber mit Ludwig XIV. in Verhandlungen ein, wodurch er sich gegen Abtretung einiger westindischer Inseln im April 1667 auf Königswort verpflichtete, ein ganzes Jahr

lag schwer krank darnieder. König Philipp IV. forderte den Erzbischof d'Embrun zur Abhaltung öffentlicher Gebete zu dessen Genesung auf. Nach der damaligen Sachlage wäre aber der Tod des Infanten für die Pläne des Königs von Frankreich ein Glück gewesen. D'Embrun war also in einer Klemme. Er half sich daraus, indem er zwar der Bitte des Königs Philipp willfahrte, dabei aber heimlich, seiner Pflicht gemäß, für das Glück Ludwigs XIV. betete, in der Erwartung, es bald laut thun zu dürfen. Ob sich wohl der liebe Herrgott durch den Kniff dieses geriebenen Nachfolgers der Apostel täuschen ließ? Mignet I, 65 u. ff.

hindurch in keine Verbindung zu treten, welche feindselig gegen Frankreich wäre. Dadurch erst erhielt Ludwig vollkommen freie Hand. Nach dieser Abmachung begann er sich offen für den belgischen Krieg vorzubereiten[14]).

Nach Spanien waren die zwei nächstbetheiligten Mächte Holland und Oesterreich. Von Holland hatte Ludwig für den Augenblick nichts zu fürchten, lag ja die Republik noch im Kriege mit England.

Der holländische Rathspensionär de Witt war zwar voll Besorgniß vor dem Einbruche Frankreichs in Belgien. Er wünschte zu dessen Schutz Frieden und Freundschaft mit England. Aber er wollte keinen Schritt thun, der den König von Frankreich entfremden könnte, bis er nicht Englands völlig sicher war.

Wirkliche Schwierigkeiten konnten Ludwig also nur seitens des Kaisers und des Reiches bereitet werden. Nur eine beträchtliche Anzahl deutscher Truppen vermochte die Niederlande zu retten[15]).

1) Mignet I, 401, 410, 420.
2) Gädeke I, 52—56.
3) Mignet I, 405.
4) Mignet I, 399, 409.
5) Klopp, S. 132.
6) Klopp, S. 128.
7) Ranke III, 314.
8) Klopp, S. 131—141.
9) Klopp, S. 132—134.
10) Klopp, S. 134.
11) Klopp, S. 136.
12) Lettres du comte d'Arlington, au chevalier Temple, contenant une relation exacte des traités de l'evêque de Münster, de Breda, d'Aix la Chapelle, et de la triple alliance, avec les instructions données au dit chevalier Temple, au comte de Carlingford, et à Mons. v. Beuningen, et d'autres papiers par rapport aux dits traités. Utrecht 1701, S. 18, 33. — Mignet I, 479, 493.
13) Klopp, 141, 143, 146, 384. Arlington letters 128.
14) Klopp, S. 146—156. Mignet II, 43. Oeuvres II, 289.
15) Klopp, S. 144. Mignet II, 138, 158.

8. Die ersten resultatlosen Verhandlungen über den Theilungsvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich.

Einige Monate bevor Ludwig in Flandern einfiel, begann er den Versuch, Oesterreich für den Fall des Ablebens Karls II. zu einem Theilungsvertrag über die ganze spanische Monarchie zu bewegen. Sein Hauptzweck dabei war, den Kaiser in Unthätigkeit zu erhalten [1]).

Graf Wilhelm Fürstenberg*) sollte diesen Vorschlag in Wien machen und zwar im Namen des Kurfürsten von Köln, gleichsam als ein Mittel, den Frieden zwischen den beiden Häusern zu sichern**).

Am 8. Januar 1667 kam Graf Fürstenberg in Wien an. Am 10. hatte er eine engere Besprechung mit dem Fürsten Lobkowitz. Dieser erwiederte auf das Anerbieten, daß es unerhört wäre. Außerdem erschiene es lächerlich, die Haut des Bären zu theilen, ehe man ihn habe. Schließlich wäre das auch eine sehr delicate Sache, so daß man kaum davon reden dürfe. Erführen die Spanier davon, so würden sie die größten Feinde des Kaisers und seinen Ministern ins Gesicht spucken. Der Fürst Portia wäre, weil er einen Vorschlag in dieser Angelegenheit einstmals zu Regensburg angehört hatte, beinahe von Auersperg gestürzt worden. Wenig hätte gefehlt, daß der besagte Fürst Portia, um sich wieder mit dem spanischen Hofe auszusöhnen, nicht genöthigt gewesen wäre, seine Stiefeln auszuziehen und sich peitschen zu lassen.

---

*) Graf Wilhelm war der Bruder des Grafen Egon Fürstenberg, Fürstbischofs von Straßburg und Vorstehers des kurfürstlichen Kapitels in Köln; er war Frankreich seit mehreren Jahren ergeben. Dieses hatte ihm als Belohnung in wenigen Jahren mehr als 25,000 Thaler Rente verschafft, eine für die damalige Zeit beträchtliche Summe. Mignet II, 325. Ueber seinen Charakter Wagner, S. 213.

**) Mignet II, 325. — So meldet auch Goësse unter dem 23. Jänner 1667 aus Hannover: „Der Herzog von Neuburg hat, als ich neulich zu Bernburg war, angedeutet, daß Oesterreich und Frankreich in immerwährender Freundschaft leben könnten, wenn nur Frankreichs Ansprüche auf die Niederlande in etwas gebilligt würden und in Bezug auf Spanien ein Abkommen geschlossen werden möchte! K. k. A.

Am 11. hatte der Graf Fürstenberg eine Audienz beim Kaiser. Ohne sich offen über die Mission auszusprechen, schien Leopold einem solchen Uebereinkommen nicht abgeneigt. Alle Minister bis auf den Fürsten Auersperg wünschten die Einigung Ludwigs und Leopolds. Den Fürsten Auersperg hoffte Graf Wilhelm durch die Aussicht auf den Kardinalshut zu ködern.

Als er in dieser Richtung neuerlich den Fürsten Lobkowitz, Auersperg und den Grafen Schwarzenberg zu gewinnen suchte, verwiesen ihn diese direkt an den Kaiser. Sie sagten, die Angelegenheit sei so heikler Art, daß sie ins Verderben gestürzt werden könnten, wenn die Spanier davon erführen. Am 9. Februar hatte Graf Wilhelm abermals Audienz beim Kaiser. Dieser wies den Antrag vorderhand nicht ganz zurück, er müsse ihn noch genauer überlegen. Er fürchtete eben, sich dem Mißvergnügen der Spanier auszusetzen und dem Gelächter der ganzen Welt darüber, daß man ein Gut theilen wolle, worauf ja beide (Leopold und Ludwig) erst nach dem Tode des Königs von Spanien Anspruch erheben könnten. Die Hauptschwierigkeit lag, wie der Graf Sinzendorf sich Grémonville gegenüber äußerte, in der Person des Grafen Wilhelm, weil seine Brüder dem Hause Oesterreich feindlich gesinnt waren*). Man witterte auch irgend eine geheime Absicht des französischen Königs dahinter, der ja, wenn er seine Absicht erreicht hatte, den Grafen Wilhelm leicht desavouiren konnte. Außerdem war das Projekt bereits bekannt geworden.

Grémonvilles Ansicht ging dahin, daß der Kaiser selbst dieses Anerbieten anzunehmen wünsche, aber daß er es nicht wage und keinen Entschluß ohne die Zustimmung der Spanier fassen werde.

Da sich Graf Fürstenberg dem Grafen Lamberg gegenüber zu allgemein über des Königs Ludwig Verhalten zu dem Projekte aussprach, da ferner der spanische Gesandte Graf Malagon eine Audienz bei dem Kaiser nahm und sich bitter darüber beklagte, daß man solche Vorschläge anhöre, wurde nach drei Rathssitzungen die Weigerung des Kaisers mitgetheilt.

Der Kaiser, schrieb Graf Wilhelm am 6. März 1667 aus

*) Fürstenberg sagte selbst zu Wicka: „Man habe ihn in Wien für parteiisch oder suspect gehalten.“ Paris am 27. Mai 1667. K. k. A.

Wien an Lionne, hat mir durch den Grafen Lamberg sagen lassen, daß er dem Kurfürsten für seine Bemühungen sehr Dank wisse, aber daß er hinsichtlich des eventuellen Theilungsvertrages den König von Frankreich für zu billig denkend halte, um auf eine Erbschaft Anspruch zu erheben, auf die sowohl er (Ludwig) als die Königin so feierlich verzichtet hatten, und daß er anderseits den König für viel zu klug und scharfsinnig halte, um nicht zugeben zu müssen, daß, selbst wenn die Verzichtleistung null und nichtig wäre, der Kaiser weder Ehren halber noch aus Staatsraison sich in eine solche Unterhandlung ohne Wissen und Willen der Spanier, so lange ihr König lebe, einlassen dürfe.

Sieben Monate später hatte man diese gesunde Moral gänzlich vergessen.

1) Diese Darstellung nach Mignet II, 324—334. — Wolf 161.

---

9. Ludwigs Einmarsch in Belgien und der Eindruck dieses Ereignisses auf den Wiener Hof.

Oesterreich war zu Beginn des Jahres 1667 in einer ganz günstigen politischen Lage. Der Vasvárer Friede (1664) hatte dem Kaiser von Seiten der Türken Ruhe verschafft. Von dort her war also augenblicklich nichts zu befürchten. Leopold konnte sein ganzes Augenmerk nach dem Westen richten.

Indessen wußte Ludwig sehr genau, mit wem er es zu thun hatte*). Er baute bei seinem Unternehmen vor allem auf die be-

*) Ludwig sah die Hauptaufgabe eines Herrschers darin, die Gemüthsart und die schwachen Seiten aller fremden Fürsten und Minister zu ergründen. Oeuvres S. 22. Ein Gegenstück zu der Art und Weise, wie Ludwig die Schwächen Leopolds auszunützen verstand, bildet sein Vorgehen in England, woselbst er die sinnliche Liebe in der Gestalt eines blendend schönen Weibes in's Feld rücken ließ und den König und das Parlament abwechselnd bestach, Hof und Parlament gegen einander ausspielte. Macaulay I, S. 248—252. Vgl. Ranke, Englische Geschichte.

kannte Unentschlossenheit Leopolds und seiner Minister. Gelang es, ihn unvorbereitet zu treffen, dann war schon viel gewonnen: „Wenn man die hiesigen Leute überrascht, schrieb Grémonville zu Beginn des Jahres 1667 an seinen König, brauchen sie wohl ein Jahr bis sie zu einem Entschlusse kommen“ [1]).

In Wien hatte man sich, offenbar durch Grémonvilles scheinbar so aufrichtige Aeußerungen beeinflußt, die Pläne Frankreichs nach dem eigenen Friedensbedürfniß zurecht gelegt. Der kaiserliche Botschafter in Madrid erklärte September 1666 dem Erzbischof d'Embrun die Dinge mit „deutscher Aufrichtigkeit“ dahin, daß man am Wiener Hofe glaube, der König von Frankreich werde in Anbetracht der Kränklichkeit des Königs von Spanien dessen baldigen Tod abwarten, um dann Anspruch auf die ganze Nachfolge zu erheben, vor der Zeit aber nichts unternehmen [2]).

Am 19. Mai 1667 begab sich König Ludwig zur Armee und fiel in die Niederlande ein. Castel Rodrigo, der Statthalter der Niederlande, hatte dieses Ereigniß schon zu Anfang März vorausgesehen und demgemäß nach Madrid berichtet [3]).

Die friedlichen Versicherungen des Königs Ludwig zum spanischen Gesandten Fuentes*) in Paris noch in der Audienz vom 5. April 1667 und diejenigen d'Embruns in Madrid bewirkten indessen, daß die patres conscripti, wie Lionne höhnend den spanischen Staatsrath nannte, das nicht wahrnahmen, was ganz Europa herankommen sah [4]).

Am 17. Mai 1667 wurde endlich der spanische Hof durch d'Embrun offiziell von Ludwigs Plänen auf die Niederlande verständigt. Darob nicht geringe Bestürzung und Verwirrung in Madrid. Der Pater Nithard sagte bei diesen unerwarteten Eröffnungen zum Erzbischof d'Embrun zwei bis dreimal mit scharfer Betonung: „Sie haben Ihrem Könige sehr wohl gedient“. Der Kirchenfürst that, als verstände er nicht, was jener meine. In seinem Berichte an Lionne freute er sich gleichwohl seines jesuitischen Schelmenstückleins. Da ihm aber seine apostolische Würde den Zwang auferlegte, auch in dieser Richtung den Schein zu

*) Fuentes selbst beurtheilte indessen diese Versicherungen nach ihrem richtigen Werthe. Er kündigte seinem Hofe den nahen Beginn des Krieges an.

wahren, so bemerkte er in seinem Schreiben unter andern: „Es ist ein gutes Mittel in der Politik, den eigenen Gesandten zu täuschen, und ich beklage mich nicht, in diesem Falle zu sein.“ „Freilich“, fährt der würdige Diener Gottes fort, „habe ich nun hier jeden Credit verloren; denn sie hätten auf mein Wort geschworen, daß der Friede dauerhaft sein würde, was ich ja durch so viele schöne Gründe bekräftigte.“

Indessen blieb d'Embrun in Madrid und erhielt den Auftrag, die Verhandlungen geschickt in die Länge zu ziehen[5]).

Auch in Wien wiegte man sich in einer unbegreiflichen Selbsttäuschung. Noch am 20. Mai meinten Auersperg und Lobkowitz in einer Sitzung des geheimen Rathes, der Krieg sei nicht gewiß, man solle durch diplomatische Thätigkeit wirken[6]).

Die Verblendung, welche die spanischen Minister gefangen hielt, hatte sich auch den Räthen des Kaisers mitgetheilt. Den Berichten der eigenen Gesandten wurde weniger Glauben geschenkt, als den Behauptungen Grémonvilles. Schon im Februar hatte Wicka gemeldet, daß er auf seiner Reise nach Paris in der Champagne auffallend große Truppenansammlungen verspürt habe[7]).

Ebenso berichtete Lisola unter dem 24. Februar 1667 aus London: „Nach hieher aus Frankreich eingelangten Briefen geht allenthalben die Rede, daß noch in diesem kommenden Frühjahr der Angriff auf Belgien unternommen wird“[8]).

Auch Gossse meldet aus Berlin unter dem 21. Februar nach Wien: „Es ist hierher sichere Kunde gekommen, daß der König von Frankreich beschlossen habe, die spanischen Niederlande zu attaquiren.“

Und wenn Wicka auch in Paris fand, daß daselbst im Gegensatze zum Wiener Hofe „sehr schwierig zu negotiiren und die Secreta zu penetriren seien*), in Bedenkung die mehristen Negotia nur dreien Ministris communicirt werden, welche sie in höchster Stille und große Obacht darauf und auf ihre Leute halten“; wenngleich Lionne sich wiederholentlich mit der allerdings nichtssagenden Floskel gegen ihn ausließ, des Königs Absicht sei, mit dem Kaiser in guter

*) Ludwig befolgte darin auf's Genaueste den Rath Mazarins, über die obschwebenden Verhandlungen undurchdringliches Geheimniß zu beobachten, da dieses allein den Erfolg verbürge. Mignet LI.

Freundschaft zu verharren, so konnte er doch schon unter dem 8. April nach Wien berichten, es werde bereits von vielen gemuthmaßt, daß der König in Bälde „ein Absehen auf die Niederlande habe". Am französischen Hofe galt eben das Sprüchwort: Buone parole, tristi fatti [9]).

Unter demselben Datum (8. April) meldete auch Lisola aus Brüssel, er habe von Paris verläßliche Nachricht erhalten, daß die Frage, Belgien zu überfallen, im königlichen Rathe ernstlich berathen worden sei, wenngleich noch kein bestimmter Beschluß vorliege [10]).

Man fürchtete in Paris ein entschiedenes Auftreten des Kaisers sehr. Wicka wurde deswegen auch mehrmals von französischen Agenten über die Pläne des Kaisers ausgeforscht.

Ganz offen that dies der Marschall de Grancey, als sich Wicka ins Lager zum König begab und bereits die allgemeine Ansicht vorherrschte, daß man vor Ende Mai nach den Niederlanden marschiren werde. Wicka vermochte auf die Frage Granceys, was der Kaiser in einem solchen Falle zu thun gedenke, nichts anderes zu erwidern, als daß er von Rüstungen des Kaisers nichts wisse, da ja dieser durchaus nicht glauben könne, der König werde einen Krieg anfangen.

Die Besorgniß des französischen Hofes*) vor einem allenfallsigen, energischen Einschreiten des Kaisers wurde indessen zerstreut, als anfangs Mai Graf Wilhelm von Fürstenberg in Paris anlangte und berichtete, daß man in Wien an einen Krieg nicht denke, nachdem man alles in allem nur über 18,000 Mann verfüge, wovon ein Theil an den türkischen Grenzen benöthigt werde [11]).

Erst als durch Castel Rodrigos Depeschen vom 5. Mai der Einfall der Franzosen in die Niederlande in sichere Aussicht gestellt wurde, rüttelte dies die durch Grémonvilles Betheuerungen eingelullten Geister am Kaiserhofe in etwas auf. Zwei außerordentliche Conferenzen fanden statt. Man war fest entschlossen, sogleich Hilfe schicken zu wollen, wenn die Kriegserklärung erlassen werde. Doch hielt diese heldenmüthige Stimmung nicht lange an.

---

*) Es war damals in Paris viel die Rede davon, daß der Kaiser bereits dem Fürsten v. Sulzbach Ordre ertheilt hätte, mit 15,000 Mann zur Defension der Niederlande aufzubrechen.

Um den Eindruck von Castel Rodrigos Depeschen abzuschwächen, nahm Grémonville Audienz beim Kaiser und betheuerte, daß ihm von ähnlichen Absichten seines Herrn und Königs nichts bekannt sei, daß er aber in jedem Falle hoffe, der Kaiser werde mit Frankreich auf gutem Fuße bleiben und den Vertrag von Münster genau respektiren. Der Kaiser bemerkte darauf, daß er trotz der erhaltenen Nachrichten, noch immer nicht an den beabsichtigten Einfall Ludwigs glauben könne, da er ja seinem eigenen Hause gelte, dem er Freundschaft und jede Art Beistand schulde.

Aber kurz darauf (am 25. Mai abends) lief an Grémonville eine vom 13. Mai datirte Depesche Ludwigs ein, worin seine Absicht, in Flandern einzuziehen, offen dargelegt war. Grémonville bewarb sich alsogleich um eine Audienz beim Kaiser. Sie wurde ihm für den nächsten Tag, den 26. Mai, bewilligt. „Ich begab mich", sagt der französische Gesandte in seinem Berichte an den König, „eigens nach Laxenburg zur Essenszeit ihrer kaiserlichen Majestäten, um es zu vermeiden, früher mit den Ministern zu sprechen, damit ich den Gefühlen des Kaisers besser auf den Grund nachspüren konnte."

Als Grémonville die Absichten Ludwigs auf Flandern darlegte, erbleichte der Kaiser ganz auffallend, insbesonders bei dem Passus, daß der König in Person an der Spitze seines Heeres in Flandern einziehen werde. Der Kaiser hielt sich auch in seiner Antwort gegen seine sonstige Gewohnheit sehr reservirt und gab nur seiner sichtlichen unangenehmen Ueberraschung in einigen allgemeinen Redensarten Ausdruck, gleichwohl aber mit dem Wunsche, wie bisher mit König Ludwig in gutem Einverständniß zu bleiben. Er werde das Mitgetheilte ernstlich in Erwägung ziehen; lieber den Weg der Güte als der Gewalt betreten; übrigens verpflichten ihn Ehre und Gewissen, die Interessen seines Hauses nicht im Stiche zu lassen[12]).

Um Leopolds Unschlüssigkeit neue Nahrung zuzuführen, hatte Grémonville auch einfließen lassen, die Dinge wären noch lange nicht so weit gediehen, daß der Kaiser gefährliche Folgen nicht durch irgend einen annehmbaren Vorschlag verhindern könnte.

Man hielt sich in Paris überzeugt, daß Leopold schließlich doch durch die Umstände gezwungen werden würde, gegen Frankreich

zu Gunsten Spaniens in die Schranken zu treten*). Deshalb gab Ludwig zugleich mit der Nachricht vom 13. Mai Grémonville die Instruktion, daß, im Falle der Kaiser etwa den Entschluß fassen sollte, Truppen nach den Niederlanden zu entsenden, die Ungarn ins Spiel zu bringen wären, indem man ihnen die Unterstützung des französischen Königs bei einem eventuellen Aufstande in Aussicht stellte**).

Nach der Audienz besuchte der französische Gesandte der Reihe nach die Minister, berichtete ihnen die Ansprüche seines Herrn und gab zu verstehen, daß in Spanien die Königin Mutter und die Regierung damit einverstanden seien. Auersperg war sehr ungehalten darüber, daß man den kaiserlichen Hof so genarrt und eingeschläfert habe. Schwarzenberg sah die Zukunft in den schwärzesten Farben; die Königin könne als Vormünderin nicht über die Landschaften verfügen. Lamberg war ganz bestürzt und meinte, der Kaiser müsse seinem Hause beispringen. Gonzaga antwortete kurz, die Sache werde noch überlegt werden. Graf Sinzendorf, der Finanzminister, gefiel sich in witzelnder Selbstironie über die leeren Staatssäckel [13]). Fürst Lobkowitz sprach sich am offensten über das „schöne Vergnügen“ ***) aus, das Grémonville dem kaiserlichen Hofe bereitet. Der Kaiser wäre durchaus nicht auf einen ähnlichen Entschluß vorbereitet gewesen. Auf das schmeichelnde Drängen Grémonvilles erklärte Lobkowitz, er werde sich mit vollem ganzen Herzen für ein Abkommen zwischen Frankreich und Spanien einsetzen. Einen diesbezüglichen Vorschlag wollte jedoch Grémonville nicht machen, sondern erwartete die Initiative dazu kaiserlicherseits †). Lobkowitz

*) Gleichwohl stellte sich Lionne sehr zuversichtlich. Er sagte zu Wicka: die Unternehmung gegen die Niederlande sei so viel als geborgen. Das deutsche Reich und der Kaiser werden sich derselben nicht annehmen. (Paris am 20. Mai 1667. Wicka an Leopold.) K. k. A.

**) Diese Verbindung mit den unzufriedenen ungarischen Großen stammt schon aus dem Jahre 1665. Grémonville kam während des Winters 1667/68 mehrmals insgeheim mit Nádasdy und Zrini zusammen. Siehe darüber Wolf, 236—284.

***) beaux amusements.

†) Fürstenberg deutete übrigens Wicka an, daß sich Ludwig mit der Uebergabe der Grafschaft Burgund, Luxemburgs, des Limburgerlandes, Cambrays

nahm es demgemäß auch auf sich, zur Stunde den Kaiser aufzusuchen, um ihn zu überreden, uneingeschränktes Vertrauen zu Grémonville zu fassen, damit ihm dieser offenbare, was den König von Frankreich befriedigen könne [14]).

Die bedeutsame Nachricht von Ludwigs Marsch gegen die Niederlande verbreitete sich noch selben Tages am ganzen Hofe und Grémonville bekam überall zu hören, daß dies für den Kaiser einen casus belli bilden müsse. Conferenzen über Conferenzen wurden gehalten.

Ende Mai langte auch von Lisola aus Brüssel ein Bericht ein (datirt vom 18. Mai 1667), in welchem dem Kaiser gehörig ins Gewissen geredet wird [15]). „Ich maße mir nicht an", heißt es darin, „über die Frage zu urtheilen, ob es dem Gesammtinteresse Euer kaiserlichen Majestät entspricht, in den Krieg miteinzutreten. Ich kann nur die Frage aufwerfen, ob Euere Majestät unbeschadet Ihrer Ehre und Würde, einen minderjährigen König, Ihren Neffen und Schwager, der ungerechtesten Unterdrückung preisgeben dürfen. Die Folge würde sein, daß das Band der Freundschaft, welches bisher die beiden Linien des Gesammthauses geeinigt, und welches bisher den Vorfahren beiderseits als der Eckstein des gemeinsamen Heiles gegolten hat, unwiederbringlich sich lösen würde.... Ich vermag die Mittel Euerer Majestät nicht richtig zu schätzen..... ..... Aber eines wage ich in aller Unterthänigkeit auszusprechen: das Heil des Hauses Oesterreich liegt einzig und allein im muthigen und thatkräftigen Entschlusse.... Ich weiß endlich mit Gewißheit, daß England und die Republik zum Bunde mit uns geneigt sind." Was war die Antwort auf dieses stürmische Drängen? — Der Kaiser sei zur Zeit nicht im Stande, einen Krieg zu führen.

Warum zaudere auch Spanien mit der Sendung der Subsidien? Uebrigens solle Lisola nach England zurückkehren und ein Bündniß betreiben [16]).

1) Mignet II, 158.

---

und anderer Plätze, so herwärts der Mosa liegen, „begnügen" würde. Paris am 27. Mai 1667. Wicka an Leopold. K. k. A.

2) Mignet I, 493.
3) Mignet II, 53, 55, 62.
4) Klopp, S. 161.
5) Mignet II, 99, 109, 183.
6) Wolf, Lobkowitz S. 163.
7) Paris, 16. Februar 1667 v. Wicka an Leopold. K. k. A.
8) Klopp, S. 147.
9) Berichte aus Paris vom 18. Februar, 25. März, 15. April, 13. Mai 1667.
10) Klopp, S. 157.
11) Berichte aus Paris vom 22. und 29. April, 6. Mai. — Mignet II, 56.
12) Mignet II, 147—151, 152, 154.
13) Mignet II, 157. — Wolf, S. 164.
14) Mignet II, 156.
15) Klopp, S. 178, 179.
16) Kaiserliches Schreiben an Lisola vom 30. Mai 1667. Klopp, S. 180.

10. Stellungnahme der Fürsten im Reiche.

Man wollte also in Wien etwas für Spanien resp. die Niederlande thun — nur sollten Andere vorangehen. Ohne Zustimmung des Reiches konnte der Kaiser freilich nichts unternehmen. Er mußte daher alles aufbieten, die deutschen Fürsten zur Vertheidigung der spanischen Sache zu bewegen.

Durch den Frieden zu Münster war die deutsche Kaiserwürde fast zu einem Schattenbild herabgesunken*), da ja darin sämmtlichen Ständen das Recht zuerkannt worden, Bündnisse unter sich und mit Auswärtigen, außer gegen Kaiser und Reich, zu schließen. „Das deutsche Reich", schrieb de Witt in seinem Mémoire vom März 1664, „ist nur mehr eine Chimäre, ein Skelett, dessen einzelne Theile nicht mit Sehnen sondern mit Messingdraht befestigt sind, und die keine natürliche Bewegung haben" [1]).

*) Der westphälische Friede stellte Deutschland Oesterreich gegenüber und ordnete den Kaiser dem Reiche unter. Mignet I, XLVIII. — Mit diesem Frieden hatte Deutschland als solches politisch abgedankt. Es war nur noch mehr die große Fleischkammer, aus der sich im Bedarfsfalle die verschiedensten europäischen Staaten mit „Material" versahen, um ihre Streitigkeiten auszufechten. Battista Nani 1658.

Diese Ordnung der Dinge war nach französischer Auffassung — für die deutsche Freiheit sehr vortheilhaft und — der Politik Frankreichs sehr nützlich [2]).

Ludwig XIV. sagt selbst ganz richtig: „Die deutschen Kaiser sind eigentlich nur mehr die Generalcapitäne einer deutschen Republik. Ihre wichtigsten Beschlüsse sind den Berathungen der Reichsstände unterworfen; man zwingt ihnen bei der Wahl die willkürlichsten Bedingungen auf. Die meisten Mitglieder der Republik, d. h. die deutschen Fürsten, oder die freien deutschen Städte fügen sich den kaiserlichen Befehlen, nur so weit es ihnen in den Kram paßt" [3]).

Die gesammten Einkünfte Leopolds in seiner Eigenschaft als Kaiser beliefen sich auf 13,844 Gulden 32 Kreuzer jährlich [4]).

Daß trotzdem die Habsburger zäh an der Kaiserwürde festhielten, ist begreiflich; gab sie ja doch erst den übrigen dynastischen Rechten die höhere Weihe [5]).

Abgesehen vom Titel brachte die kaiserliche Würde Leopold noch immer den Nutzen, daß er sich in die Streitigkeiten der deutschen Fürsten im Reich unter einander mischen konnte; daß er durch den Reichshofrath in der Lage war, nicht nur in allen Lehens- sondern auch in anderen Streitigkeiten zwischen den Ständen einen Richter abzugeben, und daß er schließlich den Ursprung aller Würden im Reiche darstellte [6]).

In Bezug auf das Verhältniß der deutschen Fürsten zum Hause Oesterreich galten im allgemeinen noch immer die Worte Battista Nanis aus seinem Berichte vom Jahre 1658: „Die Fürsten des Reiches sind Feinde der Oesterreicher, wenn diese sich im Glücke, Freunde, wenn sie sich im Unglück befinden; sie sehen das Haus Oesterreich als eine nothwendige Pflanze an, die zu hoch überflüssig viel Schatten wirft, und zu niedrig nicht hinreichenden Schutz gewährt".

Da es Ludwig XIV. nicht gelungen war, Leopolds Wahl zum deutschen Kaiser zu hintertreiben, suchte er sich durch die Bildung des ersten Rheinbundes (1658) schadlos zu halten. Er wurde ursprünglich geschlossen zwischen Mainz, Köln, dem Gesammthaus Lüneburg, Hessen-Cassel, Münster, Pfalz-Neuburg, Schweden und Frankreich.

Die Spitze dieses Bundes war offenbar gegen den Kaiser ge-

richtet; denn durch den Artikel 13 der rheinischen Allianz verpflichteten sich die Fürsten, Truppen, welche gegen den französischen König verwendet werden sollten, den Durchzug nach Flandern nicht zu gestatten. Der eigentliche Zweck war also, der deutschen Linie des Hauses Habsburg die Möglichkeit zu benehmen, der spanischen Linie beizuspringen.

Der Passus: „Alle Fürsten und Kurfürsten wahren sich dabei gleichwohl die Treue, welche sie dem Reiche, ihrem Vaterlande, ihrem Kaiser schulden" — klingt wie reine Ironie; er war offenbar nur aufgenommen worden, um dem Wortlaut des Münster'schen Friedens gerecht zu werden.

„Durch diesen Rheinbund hatte nun Ludwig im deutschen Reiche einen Einfluß gewonnen, welcher der Autorität des Kaisers wenigstens in den westlichen Kreisen entweder gleich kam oder sie vielleicht noch überwog" [7]).

„Diese Allianz gab dem Könige von Frankreich Gelegenheit, seine Freunde und seinen großen Credit im Reiche zu unterhalten, sie öffnete ihm die Thüre, um seine Minister indirect zu allen Berathschlagungen des Reiches einzuführen, sie machte ihn zum Mitglied des Rathes der deutschen Fürsten, ohne ihn davon abhängig zu machen, und erleichterte es ihm so ungemein, die Pläne des Hauses Oesterreich zu durchkreuzen" [8]).

Ludwig war also das eigentliche Oberhaupt des Reiches. Der Rheinliga trat im Jahre 1661 der Kurfürst von Trier, 1664 unter anderen auch der Kurfürst von Brandenburg bei. Mit diesem wie mit dem Kurfürsten von Sachsen schloß Ludwig Verträge zu gegenseitiger Vertheidigung, wenn sie gegen die Bestimmungen des westphälischen Friedens angegriffen würden.

Der Kurfürst von Sachsen verpflichtete sich außerdem noch durch geheime Artikel, gegen eine entsprechende Geldentschädigung, sowohl im Kurfürstencollegium als beim Reichstage nach dem Wunsche Ludwigs seine Stimme abzugeben [9]).

Durch reiche Geldspenden vermochte Ludwig schließlich noch die Kurfürsten von Mainz und Köln, den Herzog von Neuenburg und den Bischof von Münster*), mit ihm engere Allianzen ein-

*) Der Bischof von Münster war, wie Lisola in zwei Flugschriften aus

zugehen, damit der Kaiser verhindert werde, dem bedrohten Flandern Hilfe zu schicken [10]).

Ludwig hatte demgemäß vollauf Grund, mit den meisten deutschen Fürsten zufrieden zu sein, da sie ja die schmachvolle und entwürdigende Trinkgeldertheorie in so ausgedehntem Maßstabe zur Staatsmaxime erhoben [11]).

Lionne aber, der es liebte, im Vollgefühle der Macht Freund und Feind zu verhöhnen, ließ sich dem Gesandten eines kleinen deutschen Hofes gegenüber halb spottend darüber aus, daß die Uneinigkeit der deutschen Fürsten Frankreich das Spiel sehr erleichtere *).

Der Rheinbund, der bereits 1660 und 1663 erneuert worden war, sollte mit dem 15. August 1667 ablaufen. Am Vorabende des Einfalls in Flandern suchte Ludwig denselben ein drittes Mal zu erneuern. Diesmal aber traf er auf einen entschiedenen passiven Widerstand, der hauptsächlich durch Brandenburg und Braunschweig genährt wurde [12]).

Baron Goësse machte zum Schlusse des Jahres 1666 eine Reise nach den Niederlanden. Auf dem Rückwege hielt er sich einige Zeit an mehreren kleinen deutschen Höfen auf. Sein Bericht aus Hildesheim vom 17. Januar 1667 gibt über den eigentlichen Grund von Braunschweigs nun veränderter Politik einige recht interessante Aufschlüsse. In diesem Berichte heißt es nämlich unter anderen: „Bin vorgestern zu Hannover angekommen. Herzog Johann Friedrich besteht auf der Heirath mit Ew. Majestät ältesten Frau Schwester. Er meint, dies sei für die kais. Majestät von Vor-

---

dem Jahre 1673 ausführt, der geldgierigste unter den deutschen Fürsten. „Er hatte nur für das Interesse, was seine Koffer füllte, und hätte selbst dem Teufel für Geld gedient."

*) v. Wicka an Leopold, Paris am 20. Mai 1667. Bezeichnend für die damaligen Zustände in Deutschland ist auch der folgende Passus: „Der heidelbergische Gesandte hat mir ferner angezeigt, daß auf das Geschrei hin, der König von Frankreich habe ein Absehen auf die Niederlande, ihm viele Grafen und Herren aus Deutschland zugeschrieben hätten, er möge ihnen königliche Dienste proponiren." Unter dem 9. Dezember 1667 schreibt Wicka: „Der junge Prinz von Salm wartet allhier dem König auf in einem Livrée-Rock, gleich andern Gardes du Corps, und soll Se. Maj. den Gedanken gefaßt haben, eine Leib-Guardi-Compagnie von 100 deutschen Edelleuten aufzurichten."

theil, da sich dann seine Brüder ganz mit dem Erzhaus vereinen würden. De Groote gab mir zu verstehen, daß, wenn Ew. kais. Majestät Schwester einem andern gegeben und ihm dafür die Prinzessin zu Innsbruck zuerkannt würde, dies dem Herzog auch recht wäre. Worauf ich erwiderte, daß, wenn Ew. Majestät verwitwet wären, Sie keine andere Gemahlin als die Prinzessin nehmen würde." (Also in der Reserve!) — „Der Herzog beharrt demnach auf der Heirath mit Ew. Majestät ältesten Schwester, und bezüglich der jungen Jahre und schwachen Complexion derselben antwortete er, es gebe die Erfahrenheit, daß die jungen Fräulein im Ehestand ihre Complexion gemeiniglich ändern. Er müsse wissen, woran er sei; denn er werde von seinen Brüdern stark gedrängt, in die rheinische Allianz einzutreten. — Was die zweite Prinzessin in Innsbruck betrifft, so ist zu bedenken, daß der status rerum des Herzogs, dessen Jahre und viel weniger seine Corpulenz eine lange Verzögerung nicht zuließen. — Ich wünsche sehr, daß mit dem Haus Braunschweig ein Bündniß zu Stande komme, weil man mittels einer Verbindung mit demselben die rheinische Allianz brechen oder doch schwächen könne, zumal Brandenburg, Münster, Neuburg und vielleicht auch Köln dazu zu disponiren sein mögen. Die Holländer würden sich dann auch mehr von Frankreich absondern".

Als der Einfall wirklich erfolgte, wurde die Stimmung für Frankreich natürlich nicht besser; denn allmählich mußten dem naivsten Gemüthe über die Endziele der französischen gewaltthätigen Politik die Augen aufgehen.

Bei dieser dem Kaiser verhältnißmäßig günstigen Sachlage versuchte es nun in Regensburg der außerordentliche kaiserliche Gesandte Kardinal Thun, für eine Unterstützung der Niederlande zu wirken.

„Die Minister des Hauses Oesterreich", berichtet Gravel unter dem 4. Juni nach Paris, „klopfen an alle Thüren und schreien aus Leibeskräften um Hilfe" [13]).

Robert de Gravel, ein Mann von großer Gewandtheit und Fähigkeit, war seit dem Jahre 1658 der Resident Frankreichs beim Reichstage zu Regensburg [14]). Er hatte einen hübschen Strauß auszufechten. Es bildeten sich zwei Parteien: die eine wollte, daß das Reich dem burgundischen Kreise beispringe; die andere, daß sich

das Reich neutral verhalte. Zur ersteren gehörten Brandenburg und Braunschweig. Beide Parteien hielten sich eine lange Zeit so ziemlich das Gleichgewicht [15]).

Graf Sinzendorf begab sich nach Mainz. Er hatte hier am 15. Juni Audienz beim Kurfürsten. Dieser meinte, der Kaiser solle Spanien zur Nachgiebigkeit bewegen, dann werde sich Frankreich mit wenigem begnügen.

Man müsse versuchen, diese Streitigkeit durch eine Mediation beizulegen, maßen auch eine solche collegialiter bereits resolvirt sei; es handle sich nur mehr noch um den Ort, wo darüber berathen werden solle*).

Unter dem heuchlerischen Vorwande, dem Reiche den Frieden sichern zu wollen, erklärte der Kurfürst, Truppen den Durchzug durch seine Lande nicht zu gestatten. Die Bemühungen Sinzendorfs, den Kurfürsten zu einer Auflösung des Rheinbundes zu bewegen, waren umsonst. Um dem Rheinbund das Spiel zu erleichtern, hatte Ludwig selbst den Durchzug durch Deutschland für einen Truppenkörper von 12—14,000 Mann verlangt, die den Polen gegen die Türken zu Hilfe kommen sollten. Dieses Ansinnen wurde zurückgewiesen und diente dann als Vorwand, auch dem Kaiser den Durchzug zu verweigern [16]).

Der Kurfürst von Trier erklärte unter dem 30. Juni, „er könne von der vorhabenden Mediation nicht anders erachten, als daß sie unfruchtbar ablaufen werde, wolle dieselbe jedoch gern mit unternehmen. Hinsichtlich der Verlängerung der rheinischen Allianz improbire er allerdings dieselbe, doch könne er allein nichts machen. Er werde indessen seine Gesandten zu Regensburg dahin instruiren, daß sie sich hierin nicht erklären sollten, bis alle anderen unterschrieben hätten". Pfalz-Neuburg und Kur-Köln äußern sich unter dem 6. und 10. Juli ähnlich wie Mainz [17]).

Gerade dort, wo am meisten Neigung vorhanden war, gegen Frankreichs Gelüste auf die Niederlande in die Schranken zu

*) Schon im April hatte Kursachsen bei Brandenburg angefragt, ob daselbst Geneigtheit vorhanden wäre, daß das kurfürstliche Collegium seine Interposition zur Beilegung der Differenz zwischen Frankreich und Spanien anbiete. (Dresden am 23. April 1667.) — Kurbrandenburgs Antwort lautete bejahend mit der Bemerkung, man möge sich beeilen. (Berlin am 5. Mai 1667.) K. k. Archiv.

treten, in Berlin, that der Kaiser merkwürdigerweise anfangs gar nichts, um die günstige Situation für sich und sein Haus auszunützen.

Theilweise mag der Grund darin zu suchen sein, daß es dem streng katholischen Leopold widerstrebte, mit den protestantischen Fürsten Deutschlands sich zu weit einzulassen. War ja eine der Hauptmaximen der augustissima casa nach Lisolas Darlegungen in seinem Bouclier d'Etat diese, die Religion der Staatsraison voranzustellen. Die wiederholten Mahnungen und Bitten protestantischer Fürsten, Leopold möge in seinen Erblanden den Bekennern des protestantischen Glaubens mehr Duldung angedeihen lassen, mußten dem strenggläubigen, im jesuitischen Geiste erzogenen Kaiser höchst widerwärtig erscheinen*).

Der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm, war trotz seiner äußerlichen Verbindung mit Frankreich Ludwigs XIV. Plänen durchaus nicht gewogen. In erster Linie war er freilich auf die Stärkung seiner Hausmacht bedacht. Er hatte bei der Kaiserwahl Leopold seine Stimme nicht ohne gehörige Gegenleistung gegeben. Trotzdem war er, nach Ludwigs eigenem Ausspruch, einer der bedeutendsten Parteigänger des Hauses Oesterreich im Reiche[18]). Nur verstand man es in Wien nicht, die guten Beziehungen mit der aufkommenden evangelischen Militärmacht im Norden gehörig zu pflegen.

Des Brandenburgers politischen Scharfblick kennzeichnet der Rath, den er bereits im Februar durch seinen Gesandten Blumenthal dem Kaiser gab: Die gute Gelegenheit, das Haus Braunschweig an sich zu ziehen, nicht zu versäumen, und wenn möglich in alle Allianzen, die im Reiche geschlossen werden sollten, einzutreten, um so von allen Vorgängen unterrichtet zu sein[19]). Vielleicht war dies auch der Hauptbeweggrund für des Kurfürsten Eintritt in die Rheinliga.

*) So schreibt z. B. Goësse unter dem 7. Februar 1667 aus Berlin: „Habe mich unterwegs zu Wolfenbüttel einen Tag aufgehalten und gefunden, daß der Herzog Rudolf August Ew. Maj. gut gesinnt sei, daß man aber vermeint, daß Ew. Maj. die Geistlichen allzusehr in Religionssachen hören und gegen ihre Glaubensgenossen zu scharf verfahren" ... „Auch Schwerin hat in dieser Beziehung gesagt, daß Ew. Maj. unglaublich viel gewinnen würden, wenn Sie in Religionssachen in den Erbländern etwas indulgenter wären" ... Aehnliche Aeußerungen wiederholen sich auch in späteren Berichten Goësses.

Blumenthal sollte vor Allem den kaiserlichen Hof wegen der polnischen Frage sondiren. Der polnische Thron harrte der Erledigung. Johann Casimir, der letzte des Hauses Wasa, gedachte nämlich abzudanken und er führte diesen Beschluß auch am 17. September 1668 aus. Aber schon lange vorher wurde die Throncandidatenfrage hin und her erwogen. Frankreich begünstigte den Prinzen Condés, Oesterreich den Herzog von Lothringen, Brandenburg und Schweden waren für den Pfalzgrafen Wilhelm von Neuburg [20]).

Obwohl man sich den Wünschen Brandenburgs gegenüber in dieser Frage am Kaiserhofe sehr kühl verhielt, war der Kurfürst auch noch fernerhin geneigt, in der belgischen Angelegenheit gemeinsame Sache mit dem Hause Habsburg zu machen*). Freilich war es für den Kurfürsten schwer, mit Frankreich zu brechen, solange „der Kaiser sich nicht in jener Verfassung befand, um mit gutem Fundament seine Partei zu nehmen" [21]).

Als der Kurfürst von Ludwigs Einzug in Flandern Kunde erhielt, sprach er dem französischen Geschäftsträger Millet sein lebhaftes Bedauern darüber aus [22]).

Und unter dem 5. Juni schrieb er an Ludwig, daß er die Folgen eines Krieges fürchte, der geeignet wäre, von Neuem die Welt in Flammen zu setzen [23]). „Er hoffte durch eine Verbindung mit dem Kaiser und den beiden sächsischen Kreisen, den Franzosen entgegen treten zu können; er hoffte auch, daß der Reichstag zum Schutze des burgundischen Kreises Beschlüsse fassen und Mandate erlassen werde" [24]).

---

*) Im Bericht vom 14. März 1667 (Berlin), Goësse an Kaiser Leopold, heißt es zwar: „Seither der brandenburgische Abgesandte von Wien zurückgekommen, vermerke ich, daß die Diffidenz allhier merklich zugenommen, man vermeint in intima arcana penetrirt zu haben und daß Ew. Maj. wegen der Krone Polens nicht auf den Herzog v. Neuburg, sondern auf den von Lothringen gedenken, welches hier allerlei Gedanken und fast nova consilia verursachen will. Man glaubt, da man mich für einen viro bono et sincero hält, daß ich nicht über Ew. Maj. Absichten informirt sei." — Aber schon am 18. März meldet Goësse: „Der Kurfürst ist ohnehin auf unserer Seite .... Nur könne er allein nichts wider die Franzosen thun, er fürchte die Schweden. Wären diese zu gewinnen, so ginge es wohl an!"

Schon am 3. Juni meldete Goëſſe nach Wien, man ſei am kurfürſtlichen Hofe nicht wenig befremdet, daß vom Kaiſer bis dato ſo gar nichts vorgekehrt worden. Obwohl Goëſſe noch ohne Inſtruktionen in dieſer Angelegenheit war, ſo wünſchte er doch, daß der Kurfürſt an Frankreich erkläre: Weder er noch das römiſche Reich könnten den burgundiſchen Kreis im Stiche laſſen. Darauf erwiderte der Kurfürſt mit Recht: Drohungen ohne Machtentfaltung nützen nichts.

Des Herzogs zu Zell Meinung, und dies war wohl ſeine eigene, gehe dahin, daß man zuvörderſt eine gute Armee auf die Beine bringen ſolle und dann erſt von Mediation und Interpoſition reden möge. Die Unthätigkeit des kaiſerlichen Hofes in dieſer Richtung wurde übel vermerkt[25]).

In Wien hatte man ſich unterdeſſen ein wenig vom erſten Schrecken erholt, da man ſah, daß die Erfolge Ludwigs im Anfange nicht ſehr bedeutend waren.

Lobkowitz beſchied den Geſandten Grémonville zu ſich nach Laxenburg und verſicherte ihn im Namen des Kaiſers, daß dieſer aufrichtig die Fortdauer des Friedens wünſche; der Kaiſer werde ſich nicht in den Krieg miſchen und die Vorſchläge für einen Vergleich befördern helfen. „Lobkowitz fügte hinzu: den Spaniern bleibe ohnehin nichts übrig als der Vergleich; der Geſandte möge ſeine Bemühungen bei dem Kaiſer und den Miniſtern fortſetzen. Als Grémonville erſuchte, daß den Spaniern jede Hilfe an Truppen und Geld verweigert würde, erwiderte Lobkowitz lachend: was das Geld anbelangt, ſo wiſſe der Geſandte wohl, daß ſie nicht im Stande ſeien etwas zu thun“[26]).

1) Mignet I, 270.
2) Mignet II, 5.
3) Oeuvres, S. 75.
4) Philippſon, das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Berlin 1879, S. 95.
5) Krones, S. 582.
6) Pufendorf, Helbig S. 82.
7) Ranke III, S. 281.
8) Robert de Gravel an Ludwig XIV., 13. Jänner 1667; Mignet II, 37.
9) Mignet II, 20.
10) Mignet II, 21—35.
11) Oeuvres, S. 329.

12) Mignet II, 29, 39.
13) Mignet II, 169.
14) Mignet II, 141.
15) Mignet II, 255.
16) Mignet II, 174—176. Paris am 20. Mai 1667. Wicka an Leopold. K. k. A.
17) Hispanica, Extractus. Was unterschiedliche Kur- und Fürsten auf Ihrer kaiserlichen Maj. gethanem Verlangen, daß sie sich der niederburgundischen Landen annehmen und dann die schädliche, also genannte rheinische Allianz erlöschen lassen sollten, sich declarirt haben. K. k. A.
18) Oeuvres, S. 182—183.
19) Berlin am 7. Februar 1667. Goësse an Leopold.
20) Wolf, Lobkowitz S. 181—184.
21) Berlin am 8. April 1667.
22) Droysen III, 3. S. 200. Geschichte der preußischen Politik.
23) Mignet II, 278.
24) Droysen III, 3. S. 201.
25) Goësses Berichte aus Berlin vom 27. Mai, 3., 10. und 17. Juni. K. k. A.
26) Grémonville an Ludwig, 15. Juni 1667. Mignet II, 162 — Wolf, Lobkowitz S. 165.

---

11. Unschlüssigkeit am kaiserlichen Hofe. — Die Vollmacht für Lisola. — Schweden und Brandenburg.

In Spanien hatte man allzusehr auf Leopold gebaut. Der Madrider Hof war der zuversichtlichen Hoffnung gewesen, daß Gründe der Verwandtschaft und des eigenen Interesses den Kaiser dazu bestimmen würden, alsogleich eine Armee nach Flandern zu schicken. Leopold aber mangelte es an Geld. Er verlangte vor Allem Subsidien, bevor er an Rüstungen ginge.

In der spanischen Staatsrathsitzung vom 22. Mai trat schon eine Vorahnung davon zu Tage; man beschloß, dem Kaiser Geld zu liefern.

Indessen scheint dieser Beschluß nicht zur Ausführung gekommen zu sein, wenngleich der Erzbischof d'Embrun unter dem 2. Juni nach Paris meldet, daß bereits Wechsel auf 100,000 Thaler nach Wien abgegangen seien.

Ende Juni brachte ein Courier aus Spanien die ausdrück-

liche, dringende Bitte, der Kaiser möchte an Frankreich den Krieg erklären oder ein Corps von 9000 Mann in die Niederlande entsenden. Der spanische Gesandte beklagte sich offen, daß man seine Fürstin so im Stiche lasse. Der Fürst Lobkowitz dagegen tröstete ihn mit der billigen Ausflucht, der Kaiser hätte sich dem Kurfürsten von Mainz gegenüber dahin verpflichtet, das Anerbieten der Mediation abzuwarten, und die Wohlanständigkeit erlaube ihm nicht, dieser Vereinbarung zuwider zu handeln. Es wäre Zeit genug, hinsichtlich der Sendung von Truppen nach Flandern einen Entschluß zu fassen, wenn das zur Aushebung nöthige Geld aus Madrid eingelangt sein würde[1]).

Von französischer Seite wurde wie zum Hohn auf das Recht und den gesunden Menschenverstand auf das lebhafteste und zu wiederholten Malen betheuert, der Zug des Königs nach Belgien sei ja gar kein Krieg, sondern nur die thatsächliche Geltendmachung eines Anspruches, welche immer gütlich beizulegen sein würde[2]).

„Das ist beiläufig so", meinte gelegentlich einmal Don Blasco de Loyola im spanischen Staatsrathe, „wie wenn ich jemandem den Mantel stehle, denselben einem andern gebe und dann behaupte, ich hätte ja dem Ersteren keinen Schaden zugefügt"[3]).

In seiner Proklamation der Besitzergreifung der Niederlande hatte Ludwig sogar erklärt, daß er keine Eroberung wolle, sondern nur Gerechtigkeit, denn sie sei die Königin der Könige!

„Alle diese Worte von Mäßigung sind nur Täuschungen", schrieb der scharfblickende Lisola[4]), „und nur darauf berechnet, Euere Majestät und alle andern Fürsten von der Hilfe für Belgien zurück zu halten. Erfolgt eine solche Hilfe nicht, so ist es der feste Wille des Königs von Frankreich, nicht blos das ganze Belgien zu nehmen, sondern seinen Glückeslauf zu verfolgen, soweit er kann.... Doch ist es zweifellos, daß er inne halten wird, sobald wir ihm gewaffnet entgegen treten. So lange wir dagegen mit Worten und Gründen kämpfen, wird er durch Ausflüchte und Wortgezänk unsere Mühen vereiteln. Das ist die Kunst der Bezauberung, die er auf die deutschen Fürsten übt, daß sie meinen, er halte etwas auf ihre Reden und sei geneigt, auf ihre Vermittelung einzugehen. Sie schlagen in's Wasser. Das einzige Mittel der Herstellung des Friedens für die Fürsten ist, im

Vereine mit Euerer Majestät sich zu waffnen, dann fest und bestimmt zu erklären, daß sie eine Vergewaltigung des Königs von Spanien nicht dulden, und daß, wenn die Königin von Frankreich einen Anspruch zu haben glaube auf den burgundischen Kreis als ein Lehen des Reiches, nicht der Weg der Gewalt zu beschreiten sei, sondern derjenige der richterlichen Entscheidung vor dem Reichskammergerichte in Speier."

„Vor allen Dingen aber besorge ich, daß die Spanier, wenn alle Hilfe ihnen versagt wird, wenn Euere Majestät in keiner Weise sie aufrichten, den verzweifelten Entschluß fassen, nicht blos Belgien aufzugeben, sondern auch den Verzicht der Königin Maria Therese zu annulliren und dem König von Frankreich die Succession zuzusprechen." Dieser letztere Passus des Briefes, bemerkt Onno Klopp, ist vom Kaiser Leopold roth unterstrichen, mit andern Worten: Lisola kannte die geheimsten Gedanken und Wünsche des Wiener Hofes; er griff zum letzten Mittel und brachte den Eigennutz in's Spiel.

Lisola betonte auch wiederholt, daß von den übrigen Mächten, namentlich von England und den Niederlanden, nichts zu hoffen sei, wenn der Kaiser nicht mit gutem Beispiele vorangehe.

In Spanien selbst sah man nach d'Embruns Bericht vom 1. Juli dem Vorgehen Ludwigs ziemlich apathisch zu. Die Regierung war machtlos. Niemand bot sich für den flandrischen Kriegsdienst an[5]).

Noch am 12. Juli soll Grémonville mit viel Humor nach Paris berichtet haben, „daß in Wien wenig oder gar keine Anstalten zum Kriege getroffen würden, vielmehr aber zu Balleten und Jagden, und daß bei den letzteren mehr Hirsche gefehlt als von den Spaniern in diesem Feldzuge Franzosen erschossen worden wären"[6]).

Die stets sich erneuernden Forderungen und Drohungen seitens des spanischen Gesandten und Castel Rodrigos ließen den Kaiser und die Mehrzahl seiner Räthe indessen wieder mehr zur Intervention hinneigen.

„Nach langen Erwägungen kam der Staatsrath des Kaisers zum Beschlusse, Lisola die so sehnlich gewünschte Vollmacht auszustellen. Doch ward sie erst am 3. August ausgefertigt." Unter demselben Datum wurde an Friquet der Befehl gesandt, die Staaten hierüber

zu sondiren. Dieser aber empfing den Befehl nicht mehr. Er starb in diesem Monate. „Die Vollmacht lautete auf ein Bündniß mit England, Holland, Schweden. Es war ein starker Schritt vorwärts. Aber man fügte eine Fessel hinzu. Lisola sollte in der Angelegenheit nichts Schriftliches von sich geben, als bis er des Königs von England sicher sei. Er dürfe die Vollmacht nicht vorzeigen und nicht unterhandeln, bis nicht der spanische Gesandte Molina eine ähnliche besitze mit der ausdrücklichen Zusage, daß niemals anders als gemeinsam mit dem Feinde zu unterhandeln oder zu schließen sei." Man war am Kaiserhofe in gleicher Weise gegen England und Spanien mißtrauisch[7]).

Zu gleicher Zeit wurde auch der Beschluß gefaßt, augenblicklich 15 bis 16,000 Mann nach Flandern zu schicken, die in 6 Wochen oder 2 Monaten dorthin aufbrechen sollten. Nur Lobkowitz war dagegen. Er theilte in einer Weise, die an offenen Verrath grenzt, dem französischen Botschafter die Pläne des kaiserlichen Hofes mit. Nachdem er Grémonville auch darüber aufgeklärt, wie er sich benehmen müsse, um die Ausführung des Beschlusses zu hintertreiben, fügte er hinzu: „Ich habe gethan, was ich vermochte; thun Sie nun das Ihrige. Sie als der Minister eines großen Königs können kühn mit der Sprache herausgehen"[8]). Dies zeigt seine verrätherische Parteilichkeit für Frankreich im schlimmsten Lichte, wenn er auch vorschützte, es sei ihm nur darum zu thun, einen für Oesterreich unheilvollen Bruch mit Frankreich zu verhüten. Grémonville und Lobkowitz kamen auch überein, die Mediation des Kurfürstencollegiums und des Papstes wirken zu lassen*). Im Zusammenhange mit der Vollmacht für Lisola erging auch an Basserode die Weisung, ein Bündniß mit Schweden zu Stande zu bringen**).

Der Stockholmer Hof war während des dreißigjährigen Krieges und seit dem westphälischen Frieden der beständige Bundesgenosse Frankreichs gewesen. „Aber die Macht Frankreichs, der Ehrgeiz seines jungen Königs, der Einfluß, den er in Deutschland ausübte

*) Die Mediation des Papstes, welche Ludwig XIV. durch den Abbé Rospiglioſi und der Königin von Spanien durch den Kardinal Visconti angeboten wurde, blieb erfolglos. Mignet II, 199 und 578.

**) Die diesbezügliche Vollmacht ist vom 1. August datirt. K. k. A.

und der den der Nordmacht in den Schatten stellte, vor Allem aber Ludwigs Pläne in der polnischen Thronfolgefrage hatten Schweden verstimmt, das in diesem Punkte mit Brandenburg zusammenging“ [9]).

Die Nachricht von dem Marsche der Franzosen gegen die Niederlande wurde in Stockholm nicht sonderlich gut aufgenommen [10]).

„Gleich vom Anfang der Verwicklungen an that Schweden in vielfacher Weise in Wien, im Haag, in London kund, daß es Bedenken trage vor den Fortschritten Frankreichs und daß man in Stockholm lieber spanisches Gold nehmen werde als französisches“ [11]).

Schon im Juli wurde Basserode bedeutet, daß der Kaiser sogleich über 6000 Mann verfügen könne [12]). Es handelte sich nur um die Zahlung des Soldes. Man befürchtete in Paris auch eine Verständigung zwischen dem Kaiser und Schweden. Der schwedische Gesandte daselbst, Pufendorf, zeigte sich in der That von allem Anbeginn in seinen Reden nicht sehr franzosenfreundlich. Er gab auch dem kaiserlichen Botschafter allerlei gute Rathschläge, wie der Kaiser verfahren müsse, um sich einen verläßlichen Anhang im Reich zu schaffen [13]).

Vom Kurfürsten von Brandenburg ist nur insoweit die Rede, als der spanische Gesandte dem Kaiser ein weitläufiges Memorial überreichte mit der Bitte, jemanden nach Berlin zu schicken, um daselbst dem Markgrafen Hermann von Baden beizuspringen, damit er seinen Zweck erreiche [14]).

Und doch war gerade in Berlin der günstigste Boden für einen bewaffneten Widerstand gegen Frankreich. Ende Juni hatte der französische Gesandte Millet vom Kurfürsten die Verlängerung des Rheinbundes und die kategorische Erklärung verlangt, daß er Hilfsvölkern den Paß nach den Niederlanden durch sein Gebiet nicht verstatten wolle. Der Kurfürst erwiderte, er könne in diesem Punkte ohne die anderen Reichsstände nichts unternehmen. Er ward daraufhin den Franzosen nur noch abgeneigter und beklagte sich, daß die Kurfürsten und Fürsten so wenig das edle Kleinod ihrer Freiheit wahren. Er fragte den kaiserlichen Gesandten zu wiederholten Malen, was denn Se. Majestät hinsichtlich des bellum belgicum thun würden. Dieser konnte aus Mangel an Instruktionen nur Allgemeines erwidern [15]).

„In Paris war man in lebhafter Unruhe wegen des Kurfürsten, man fürchtete das Eintreten seiner Macht für Spanien in hohem Maße und wollte bedeutende Opfer bringen, wenn er nur neutral bliebe."

„Der König von Frankreich sah wohl, daß, wenn der Kaiser, Schweden und der Kurfürst eine Linie zögen, er dann von seinen Concepten wenig würde zu hoffen haben" [16]).

Ludwig wollte selbst den Plan aufgeben, einen französischen Prinzen auf den polnischen Thron zu bringen, ja sogar die Wahl des Herzogs von Neuenburg, des Kurfürsten Schützling, fördern helfen. Der Kurfürst zeigte sich dafür anscheinend sehr erkenntlich und erklärte, daß er alles, was Ludwig XIV. für den Herzog von Neuenburg thun würde, als für sein eigenes Haus gethan ansehe.

Trotz dieser Versicherungen und Dankbarkeitsbezeugungen hegte der Kurfürst feindliche Gesinnungen gegen Frankreich. Seine Agenten in Wien und Regensburg machten kein Hehl daraus. Ludwig benachrichtigte Millet davon, damit er sich darüber bei Hofe beklage. Der Kurfürst aber schreckte selbst vor Schauspielerkünsten nicht zurück, wenn es seine Zwecke zu fördern galt; er leugnete, Thränen vergießend, die ihm zugeschriebenen Absichten und behauptete, daß dies falsche Gerüchte wären, die von seinen Feinden verbreitet würden [17]). — Erst Ende Juli konnte Goësse dem Kurfürsten mittheilen, daß der Kaiser nun im Werke begriffen, sein Heer mit 20,000 Mann zu verstärken. Der Kurfürst meinte, daß es mehr als an der Zeit wäre; es begreife sich, daß, wenn der Kaiser zuschaue, kein anderer die Hand anlege [18]).

1) Mignet II, 123, 128, 190, 203.
2) Klopp, S. 181.
3) Mignet II, 187.
4) Bericht vom 22. Juni und 2. Juli 1667. Klopp, S. 181.
5) Mignet II, 184.
6) Paris am 5. August 1667. Wicka an Leopold. K. k. A.
7) Klopp, S. 183 und 184.
8) Mignet II, 211—215.
9) Mignet II, 278.
10) Basserode an Leopold. 28. Mai 1667. K. k. A.
11) Klopp, S. 184.
12) Basserode an Leopold. Stockholm am 4. Juli 1667. — Wien 1. August. Leopold an Basserode.

13) Paris am 15. Juli 1668. Wicka an Leopold.
14) Wien am 26. Juli 1667. Leopold an den Grafen Pötting.
15) Berlin am 1. Juli 1667. Goëſſe an den Kaiſer. — Bericht Millets vom 29. Juni 1667. Mignet II, 279.
16) Droyſen III, 3. S. 210.
17) Mignet II, 279, 280, 283.
18) Berlin am 29. Juli 1667. Goëſſe an den Kaiſer.

---

12. Liſolas Bouclier d'Etat etc.

Im Monate Juli erſchien Liſolas Buch: „Schild des Staates und der Gerechtigkeit gegen den franzöſiſchen Plan der Univerſalmonarchie“ [1]). Es war in franzöſiſcher Sprache vom Standpunkte eines Unterthans der Krone Spanien abgefaßt. Liſola bewies darin in überzeugender und unwiderleglicher Weiſe die Haltloſigkeit und Unanwendbarkeit des von Ludwig XIV. bei den Haaren herbeigezogenen Devolutionsrechtes für den vorliegenden Fall und warnte vor den Eroberungsgelüſten der franzöſiſchen Könige, die ſich zum Grundſatze gemacht: „Die Könige gebieten den Völkern und das Intereſſe den Königen“.

Eingangs wird das hinterliſtige Gebahren Frankreichs an den Pranger geſtellt. „Während wir im Schatten des Friedens und vertrauend auf die neuerdings gegebenen Verſicherungen Frankreichs ruhig dahin leben, ſchlägt plötzlich an unſer Ohr der Lärm von großen Kriegsrüſtungen in unſerer Nachbarſchaft.“ Von Frankreich aus werden Flugſchriften verbreitet: „Zwiegeſpräch über die Rechte der allerchriſtlichſten Königin“; „Abhandlungen über die Rechte der allerchriſtlichſten Königin auf die verſchiedenen Staaten der ſpaniſchen Monarchie“; „74 Gründe, welche klarer als der Tag darthun, daß die Verzichtleiſtung durch die Königin von Frankreich null und nichtig iſt“.

„Die franzöſiſchen Libelliſten ſind ungemein wortreich und weitſchweifig in der Beſchönigung der Abſichten der franzöſiſchen Regierung, während ſie dort, wo es ſich um Begründung der Rechtsanſprüche handelt, eine höchſt unfruchtbare Feder haben.“ — „Sie

halten uns für verwildert und einfältig genug, um derartige Dinge wie sie uns vorgemacht werden, zu glauben, und sie rühmen sich dann in ihren Witzeleien, daß sie uns für Deutsche gehalten haben."

„Eine Schrift, die vor Kurzem Ludwig dedicirt wurde, zeigt, wie weit die Absichten dieses Fürsten und seiner Umgebung gehen. Sie führt den Titel: „Ueber die berechtigten Ansprüche des Königs auf das Reich". Als Fundamentalsatz gilt in dieser Schrift: „Das Besitzthum der Herrscher ist immerdar das Besitzthum und der Erwerb der Staaten gewesen, und das Besitzthum und der Erwerb der Kronen kann weder veräußert noch verjährt werden". Folgende Stelle ist charakteristisch: „Der größte Theil Deutschlands ist das Patrimonium und alte Erbe der französischen Fürsten gewesen. Karl der Große hat Deutschland als König von Frankreich und nicht als Kaiser besessen" *).

Mit feurigen Worten wendet sich Lisola an die übrigen Fürsten der Christenheit, die gewissermaßen moralisch verpflichtet seien, dem angegriffenen Belgien, respektive Spanien beizuspringen: „Denn in diesem Kriege handelt es sich darum, das Völkerrecht aufrecht zu erhalten, zu verhindern, daß Grundsätze in der Welt eingeführt werden, die ein Zusammenleben der Menschen unmöglich machen würden: es handelt sich darum, den allgemeinen Glauben an Verträge gegen Listen und Chicanen zu vertheidigen; das Recht der Waffen in den Grenzen zu erhalten, welche nach Uebereinstimmung Aller festgesetzt sind; es handelt sich darum, einen reißenden Strom aufzuhalten, gegen dessen Heftigkeit der Friede, die Ehre, das Blut, die Verwandtschaft, die Freundschaft, die Ehrerbietung nur schwache Dämme sind. In diesem Kriege wird das Schicksal Europas entschieden, ob Freiheit, ob Sklaverei fortan sein Loos sein soll". Zum Schlusse betont Lisola den Charakter der angegriffenen Provinzen als Glieder des Reichs und ruft den Ständen zu: „Die Franzosen haben ein nach allen Seiten hin geeintes Reich; einigen

*) Diese Schrift Aubérys erregte viel Aergerniß: „Der Hof schien der Publication nicht fern zu stehen" (Paris am 5. August 1667. Wicka an Leopold). Gleichwohl setzte Ludwig den Verfasser auf einige Zeit in die Bastille, damit sich der Verdacht zerstreue, als trachte er nach der römischen Krone und sinne auf einen Einfall in's deutsche Reich. Im Dezember wurde Aubéry wieder aus der Haft entlassen. (Paris am 16. Dezember 1667. Wicka an Leopold.)

auch wir unsere Kräfte. Ihre Ruhe besteht in unserer Zwietracht; suchen wir Sicherheit in der Demüthigung ihres Hochmuthes; sie gehen gewaltthätig vor: weisen wir Gewalt mit Gewalt zurück. Sie halten uns mit eitlen Friedenshoffnungen hin; setzen wir uns in den Stand, sie dazu zu nöthigen, daß sie den Frieden ernstlich wünschen. Kurzum sie haben es eigentlich auf Alle abgesehen. Machen wir daher gemeinsame Sache und überliefern wir uns nicht mit Haut und Haar der Gnade des Cyclopen, die dem Ulysses nur ganz unerhoffter Weise zum Nutzen gereichte". Das waren Worte, würdig des besten deutschen Patrioten!

1) Bouclier d'état et de justice contre le dessein manifestement découvert de la monarchie universelle sous le vain prétexte des prétentions de la reine de France, 1667. Die hier citirten Stellen nach Heinleins Auszug.

13. Vergebliche Versuche der Spanier den Kaiser zu einem energischen Auftreten gegen Frankreich zu veranlassen.

In Wien nützte einstweilen Grémonville den ihm von Lobkowitz ertheilten Rath gehörig aus. Er sprach der Reihe nach mit den anderen geheimen Räthen, mit Ausnahme Auerspergs, der ihn schon seit der Mittheilung über des Königs Zug nach Flandern nicht mehr vorließ. Am 28. Juli hatte Grémonville Audienz beim Kaiser. Er sprach da wie bei den Ministern von den Bündnissen seines Königs mit den deutschen Fürsten, von den Mitteln, über welche er verfüge u. s. w. Der Kaiser antwortete gegen seine Gewohnheit in gedrängter Kürze, nach Grémonvilles Behauptung „stückweise, wie Jemand, dem man seine Lektion eingelernt hat, und der sie nicht gut kann" [1]*).

Er sagte im Großen und Ganzen nur, daß es noch immer seine Absicht wäre, gute Beziehungen mit dem französischen Könige zu unterhalten, daß er jedoch nicht umhin könne, seine Plätze im Breisgau mit Truppen zu versehen und seine Regimenter auf den alten Stand setzen zu lassen, ohne daß dies irgend welchen Arg-

*) „A bâtons rompus, comme une persone à qui l'on a appris sa leçon et qui la sait mal".

wohn erwecken dürfe. Das energische, richtiger unverschämte Auftreten Grémonvilles verfehlte gleichwohl seinen Zweck nicht. Man verschob die kriegerischen Pläne wieder auf einige Zeit.

Grémonville hatte so mit einer einzigen Audienz zerstört, was die Spanier mit so großer Mühe errungen. Als Grémonville am 1. August Lobkowitz begegnete, der eben ausfuhr, winkte ihn dieser zu sich heran und flüsterte ihm in's Ohr, daß er Wunder wirke, daß er bald den Effekt verspüren werde, daß er nur kühn reden und bald den Kurfürsten von Mainz in's Spiel bringen möge. Schließlich aber sagte er mit lauter Stimme lachend: „Das bat mich diese Dame Euch zu vermelden". In der That erhielt Grémonville noch am 2. August Abends durch den Fürsten Gonzaga seitens des Kaisers die Versicherung, daß der König hinsichtlich der Rekrutenaushebung keinen Argwohn hegen dürfe, da dies nur zur Completirung der Regimenter geschehe, um auf alle Fälle bereit zu sein. Die Expedition nach dem Breisgau wäre nicht ernst zu nehmen.

Der König, meinte Grémonville in seinem Berichte, könne daher nun wenigstens drei weitere Monate in aller Gemüthsruhe handeln[2]). — Geradezu wie Ironie, ut aliquid scripsisse videatur, liest sich im Anschlusse an Obiges, was Leopold unter dem 1. August an seinen Gesandten in Spanien schreiben läßt: Schweden will mit England, Oesterreich und Spanien ein Bündniß schließen. Es sei zu wünschen, daß nicht durch zu langsames Verfahren die Schweden der Gegenpartei in die Arme getrieben würden. Es solle zu diesem Zwecke von Spanien Jemand nach Schweden abgeschickt werden. Während dieser Zeit mußte natürlich der Winter herankommen und der Feldzug vorläufig sein natürliches Ende finden.

Die unermüdlichen Vorstellungen Grémonvilles machten auch die Anstrengungen Castel Rodrigos zu nichte, der durch einen Courier hatte ankündigen lassen, daß, wenn ihm nicht auf der Stelle Hilfe geschickt werde, die Bevölkerung Flanderns sich erheben und die Städte sich ohne Vertheidigung ergeben würden.

Am 14. Juli 1667 erfolgte die Kriegserklärung der Königin-Regentin von Spanien an Frankreich[3]). Dadurch wurde zwar in die ganz unnatürlichen Beziehungen beider Reiche, die trotz der französischen Vergewaltigungen im tiefsten Frieden zu leben schienen,

die nöthige Klärung gebracht. Das war aber auch so ziemlich Alles. Mit der Wegsendung des französischen Gesandten d'Embrun verfiel die spanische Regierung wieder in die alte Apathie.

Den Wiener Hof forderte man auf, dem Chevalier de Grémonville ebenfalls seine Pässe zuzustellen.

Diese Aufforderung legte man natürlich in Wien ad acta. Der spanische Gesandte war wüthend. Er drohte mit seiner Abreise, indem er hinzufügte, Grémonville hätte mit einigen prahlerischen Drohungen Alles wieder über den Haufen geworfen. Es wäre ihm nie beigefallen, daß der Kaiser sich eines Franzosen als ersten Ministers bedienen würde[4]).

1) Mignet II, 217—221.
2) Mignet II, 221—225.
3) Mignet II, 197.
4) Mignet II, 225.

---

14. Die politische Lage nach dem Frieden zu Breda. — England und Holland. — Verhandlungen in Berlin.

Im Monat Juli war unter Lisolas Vermittlung der Friede zu Breda zwischen Holland und England geschlossen worden.

Trotz der Abmachungen mit Karl II. hatte zwar Ludwig heimlich die Holländer zur Fortsetzung des Krieges aufgehetzt, indem er ihnen eine bedeutende Unterstützung in Aussicht stellte. Allein um die Mitte Juni 1667 bekamen sowohl England als auch Holland Einblick in das Doppelspiel Ludwigs, ein Umstand der den Abschluß des Friedens nur beschleunigen mußte[1]).

Nun hielt Lisola den Zeitpunkt für passend, wo mit allen Mitteln an die Schließung der projectirten Allianz gegen Frankreich gegangen werden könne.

Er reiste nach London und traf hier anfangs August gerade vor dem Zusammentritte des Parlamentes ein, das jedoch nach einer einzigen Sitzung bis zum Oktober vertagt wurde. Die Stimmung desselben wie die der Gesammtheit des englischen Volkes

war für ein Bündniß gegen Frankreich. Obwohl König Karl sich Ludwig gegenüber auf ein Jahr gebunden hatte, so glaubte doch Lisola, dem dies bekannt war, annehmen zu dürfen, daß es Karl und sein Kanzler Clarendon dabei auf eine Täuschung Ludwigs abgesehen hätten. Wenigstens hatte Karl II. gesprächsweise zu ihm einmal bemerkt: „Ludwig hat mich so oft betrogen, daß ich keinen Anstand nehmen würde, ihn auch einmal anzuführen“ [2]).

Als Lisola dem englischen Könige seinen Plan hinsichtlich eines Bündnisses zum Schutz der spanischen Niederlande mittheilte, schien in der That Karl demselben nicht ganz abgeneigt. Doch war sein Mißtrauen gegen de Witt zu lebhaft. Er verlangte zuerst ein authentisches Document über die Absichten der Republik und schriftliche Vorschläge seitens Lisolas. Nun war aber Lisola durch seine Instruktionen in dieser Richtung gebunden. Dazu kam die Vertagung des Parlaments. Die ganze Angelegenheit der Allianz gerieth ins Stocken [3]).

Auch Holland hatte den Angriff Ludwigs XIV. auf Belgien mit vielem Mißbehagen gesehen. Man scheute die Nachbarschaft der Franzosen und wollte es doch mit ihnen nicht verderben. De Witts Schritte in dieser Angelegenheit waren ziemlich zweideutiger Natur. Einerseits suchte er sich durch Friquet mit dem Kaiser ins Einvernehmen zu setzen und ließ er durch seinen Gesandten van Beuningen in Paris in etwas mit dem Säbel rasseln [4]). Anderseits handelte er wieder im Sinne Ludwigs, indem er den Frieden auf Kosten Spaniens zu vermitteln gedachte.

„Bereits zu Beginn des Monats Juli 1667 trat König Ludwig mit de Witt in Verhandlung über den Antheil von Belgien, mit welchem er sich etwa begnügen würde. Nach dem Frieden von Breda erklärte de Witt, daß die Generalstaaten bereit seien, in Güte oder mit Gewalt die Königin von Spanien zu einer Abtretung bestimmter Plätze und Länder an den König von Frankreich zu vermögen. Wenn die Königin von Spanien es vorziehe, den König von Frankreich im Besitze des Eroberten zu belassen, so solle sich der König damit begnügen. Ludwig machte den Vorschlag de Witts zu seinem eigenen und hoffte dadurch, das Gewebe der sich gegen ihn etwa bildenden Allianz zu zerreißen. De Witt strebte in erster Linie ein Bündniß zwischen England und Holland an.“ Die dies-

bezüglichen Verhandlungen kamen indessen erst im Monat November mehr in Fluß [5]).

Im Monate August ging der kaiserliche Hof endlich auch daran, in Berlin für ein Bündniß mit dem Kurfürsten zu wirken. Nach den gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Langsamkeit und Unentschlossenheit des Kaisers zögerte der Kurfürst mit Recht, seine Beziehungen zu Frankreich zu zerreißen, bevor die Absichten des Kaiserhofes und in zweiter Reihe die der Staaten, Englands und Schwedens bestimmter erkennbar wären [6]).

Als ihm der kaiserliche Gesandte anfangs August den Vorschlag machte, das zu schließende Bündniß auch auf die niederländischen Provinzen auszudehnen, ließ er vermerken: Er würde sich auf einen Krieg gegen Frankreich nur dann einlassen, wenn eine gute Partie zu machen wäre. Der Kurfürst für seine Person, sagte Schwerin, inklinire schon dazu, aber die Räthe werden langsam dreingehen [7]).

Es war auch kein Wunder. Man war in Berlin genau darüber unterrichtet, daß man in Wien wohl mit Worten aber weniger mit Thaten freigebig herum werfe. Mitte August traf der Markgraf von Baden, gesandt vom Gouverneur der Niederlande, in Berlin ein, um den Kurfürsten zu einem Bündniß mit dem Hause Oesterreich zur Vertheidigung der Niederlande zu bewegen. Er verlangte sogleich 6000 Knechte. Der kaiserliche Gesandte wendete dem Markgrafen ein, daß Spanien wegen Nichteinhaltung seiner Zusagen bei dem Kurfürsten allen Credit verloren hätte. Wolle man den Kurfürsten gewinnen, so müsse man ihm außer Geld auch die Aussicht auf Geldernland eröffnen. Es treten überall Sonderinteressen zu Tage. Spanien aber verliere bei Freund und Feind. Der Graf von Schwerin sagte dem kaiserlichen Gesandten, das Haus Oesterreich möge endlich ernstlich dazu thun, eine große Allianz gegen Frankreich zu Stande zu bringen. Eben dasselbe wurde beiläufig dem Markgrafen bedeutet, mit dem Bemerken, daß der Kurfürst einer solchen Allianz sofort für seine Person beitreten würde. Uebrigens hegte man in Berlin keine besonderen Erwartungen mehr von des Kaisers Energie: „Es werden, im Vertrauen gesagt, gegen Ew. Majestät gar sonderbare Reden wegen Ihrer Unthätigkeit geführt," schreibt Goesse an den Kaiser. „Was von Ver-

ſtärkung der kaiſerlichen Armee verlautet, ſeien nur leere Reden. Es ärgert mich dies ungemein“ [8]). Auf das Anſinnen des Markgrafen von Baden, alſogleich Hilfe zu ſchicken, erwiderte der Kurfürſt, daß ja der Kaiſer ſelbſt noch nicht entſchloſſen ſei, ob er ſich der Niederlande annehmen ſolle oder nicht.

Wie könne man verlangen, daß er allein dem übermächtigen Frankreich entgegen trete. Spanien möge vorerſt den Kaiſer dahin disponiren, daß er das Werk recht zu Herzen faſſe und zuvörderſt die Krone Schweden auf ſeine Seite bringe. Entweder müßten die Schweden ſich für den Kaiſer oder für neutral erklären, ſonſt wäre in der Sache nichts zu thun*).

Uebrigens erklärte ſich der Kurfürſt bereit, der Krone Spanien mit einem Korps von 15,000 Mann zu Hilfe zu kommen; nur müſſe er fordern, daß zuvor eine Allianz zwiſchen dem Kaiſer, Spanien und Brandenburg geſchloſſen werde und von Spanien Subſidien und Werbegeld bezahlt werde. Zugleich machte er die völlige Geheimhaltung dieſer vorläufigen Beſprechungen zur Bedingung [9]).

In ähnlichem Sinne äußerte ſich der Kurfürſt dem Grafen Mansfeld gegenüber, der zur Unterſtützung des Markgrafen von Baden vom Kaiſer nach Berlin geſchickt worden war. Mansfeld kündigte dem Kurfürſten an, daß der Kaiſer die Abſicht hege, den Spaniern beizuſpringen und eine beträchtliche Armee nach Flandern zu entſenden, entweder durch das Reich oder durch Tyrol und die Franche-Comté. Der Kurfürſt erklärte, wenn der Kaiſer 20,000 Mann aushebe und ihn zum Generaliſſimus dieſer Armee mache, der er ſelbſt 20,000 Mann hinzufügen würde, werde er gegen die Franzoſen marſchiren [10]).

Unter den kurfürſtlichen Räthen war es beſonders der pommerſche Kanzler Sommitz, der am ſtärkſten den Schimpf betonte, daß Ludwig XIV. dem Reiche und deſſen Ständen Geſetze vorzuſchreiben wage und mit einem Einfalle in das Reich drohe, wenn es dem bur-

*) Berlin am 22. Auguſt 1667. Goëſſe an den Kaiſer. K. k. A. Der Kurfürſt von Brandenburg hatte alſo damals noch keine Ahnung davon, daß die Verhandlungen zwiſchen Schweden und dem Kaiſer in vollem Gange waren.

gundischen Kreise Hilfe sende. Brandenburgs Interesse sei eines mit dem des Reichs[11]).

Am 26. August wurde zu Zinna eine Art Bündniß zwischen Sachsen und Brandenburg geschlossen.

„Bei dieser Zusammenkunft suchte der Kurbrandenburger Johann Georg II. von Sachsen zu überzeugen, daß jetzt der Zeitpunkt für ihn gekommen sei, sich aus der Verbindung mit Frankreich zu lösen, in die er sich nur zu tief eingelassen habe; er stellte ihm vor, wie hochbedenklich es sei, daß in dem Vertrage von 1664 das Wort Protektion stehe, die der König von Frankreich über ihn und sein Haus üben wolle, ja, daß er sich verpflichtet habe, in seinen Geheimrath nur Personen zu nehmen, die dem König genehm seien" *). Mit Recht konnte Sachsen auf die bisherige Unthätigkeit des Kaisers verweisen. Der Brandenburger suchte Leopold mit dem Hinweis auf den Umstand zu entschuldigen, daß der Kaiser sich nicht erklären könne, weil die Fürsten im Reich so unterschiedliche consilia hielten, von denen man nicht wisse, ob sie für oder gegen das Haus Oesterreich gemünzt seien[12]).

Goëss war der Hoffnung, daß man Kursachsen durch Anerbietung eines „Stück Geldes" auf die Seite des Kaisers ziehen könne **).

„Im August stand also die Frage hinsichtlich der Vertheidigung der Niederlande nicht schlecht für das habsburgische Haus. Schweden, dessen Heer im Bremischen immer noch bei einander war, hatte im vollen Einverständniß mit Brandenburg die Prolongation des Rheinbundes abgelehnt; man hatte sich gegenseitig das Wort gegeben, in dieser Frage, und sie war die des französischen Einflusses im Reich, gleichen Schrittes zu gehen. Es bedurfte nur

---

*) Droysen III, 3. S. 204 und 205. Viele alte sächsische Räthe waren ohnehin mit dem französisch-sächsischen Vertrag nicht einverstanden. (Berlin am 25. Februar 1667, v. Goëss an den Kaiser.) Am 22. März meldete gleichwohl Georg v. Plettenberg aus Dresden an den Kaiser: „Die Affection gegen Frankreich ist hier nicht vermindert, sonder in suo vigore." K. k. A.

**) Berlin am 7. Oktober 1667. Goëss an den Kaiser. Ebenso schlägt Heinrich Julius Freiherr von Blum, seit 22. März kaiserl. Gesandter in Dresden, in seinem Berichte vom 13. December 1667 vor, Spanien möge dem dortigen Kurfürsten, der in großer Geldnoth sei, einiges Geld reichen, um ihn von den Franzosen abzuziehen. K. k. A.

eines tapferen Entschlusses in Wien, und der Bann war gelöst, der noch die Opposition gegen Frankreich hinderte, sich zu einigen" [13]).

„Der Kurfürst hatte auch eifrig mit den Staaten unterhandelt. Doch zogen sich die Unterhandlungen fruchtlos bis in den September hinein. Im Haag wurde man, je eifriger man Andere sah, desto lässiger. Mit jedem Tage wurden die Schritte de Witts zweideutiger" [14]).

1) Klopp, S. 167 und 168.
2) Lisolas Bericht vom 22. Juni 1667 aus Brüssel, Klopp, S. 387.
3) Klopp, S. 185—189.
4) Müller, S. 13. — Wickas Berichte aus Paris vom 19. u. 29. Juli 1667. K. k. A.
5) Klopp, S. 203—205.
6) Droysen III, 3. S. 204.
7) Cüstrin am 8. August 1667. Goësse an Leopold. K. k. A.
8) Berlin, am 18. August 1667. Goësse an Leopold.
9) Droysen III, 3. S. 202.
10) Mignet II, 285.
11) Droysen III, 3, S. 203.
12) Kloster Zinna am 7. September 1667. Goësse an den Kaiser.
13) Droysen III, 3. S. 205.
14) Droysen III, 3. S. 205—206.

15. Die kriegerische Stimmung erlangt für kurze Zeit in Wien die Oberhand.

Von Wien aus berichtete Grémonville noch unter dem 1. September nach Paris, daß der Kaiser noch keinen Soldaten ausgehoben habe, daß er für diesen Feldzug keine Hilfe nach Flandern zu schicken im Stande sei. Einige Tage nachher hielt man in Wien abermals einen Kriegsrath wegen der Rekrutenaushebungen. Grémonville hatte darüber eine Unterredung mit Lobkowitz. Er theilte demselben mit, daß er nach Frankreich wegen eines zu gewährenden Waffenstillstandes geschrieben habe. Und wirklich beschloß man daraufhin neuerdings am kaiserlichen Hofe, nichts hinsichtlich der Rekrutenaushebungen zu verfügen, bis die Antwort Ludwigs betreffs eines Waffenstillstandes eingelangt wäre [1]).

In Summa faßte man also am kaiserlichen Hofe eine Menge von Beschlüssen, die sich aber in der Regel gegenseitig aufhoben.

Am 27. August wurde Lille von den Franzosen eingenommen und dann der Graf von Marsin mit seinen 12,000 Mann geschlagen, was Ludwig zum absoluten Herrn des Feldes machte. Als am 8. September diese Nachricht nach Wien gelangte, war der Hof sehr bestürzt, und der spanische Gesandte erneuerte noch lebhafter seine Vorstellungen bei dem Kaiser, der allein die Niederlande vor gänzlichem Ruin bewahren könne. Wieder flackerte die kriegerische Begeisterung in etwas auf. Am 12. September wurde Kriegsrath gehalten. Alle Minister, besonders Montecucculi, sprachen für den Krieg. Nur Lobkowitz sagte nach der Sitzung zu Grémonville: „Sie sollen reden, was sie wollen; wir werden doch nicht so dumm sein wie die Spanier".

In der That schienen diese Beschlüsse nur dazu gefaßt zu sein, um die Spanier hinzuhalten. Den spanischen Gesandten speiste man nach wie vor mit billigen Rathschlägen ab; so z. B. sie mögen sich der Schweden durch Anerbietung beträchtlicher Summen versichern.

Da ist es denn sehr glaubhaft, daß sich Graf Malagon zu der nur zu sehr berechtigten Aeußerung hinreißen ließ, das Bildniß Kaiser Karls V. würde mehr für sie thun als der jetzt regierende Kaiser. Diese Hitzköpfigkeit kam dem kühlberechnenden Grémonville freilich sehr gelegen[2]).

Ein Zufall spielte übrigens den Spaniern schriftliche Beweise für die kraft- und saftlose Haltung der Wiener Regierung in die Hände.

Der spanische Gesandte im Haag, Don Estevan de Gamarra, hatte auf die Bitte des Kaisers das Archiv Friquets in Verwahrung genommen, und von der Gelegenheit Gebrauch gemacht, um es zu entsiegeln und durchzulesen. Ein Beweis des hohen Vertrauens, das man spanischerseits in die Versicherungen des Kaisers setzte!*)

Was Grémonville den kaiserlichen Räthen bieten durfte, ist

*) Müller, Nederlands eerste Betrekkingen met Oostenrijk S. 14. Das war wohl auch die Ursache des großen Mißverständnisses, das, wie in Paris überall ausgegeben wurde, zwischen dem Kaiser und Spanien herrschte. (Paris am 12. November 1667. Wicka an Leopold.)

daraus zu ersehen, daß er die rasche Uebergabe der festen und bedeutenden Plätze in Flandern nur auf die Kunstgriffe Castel Rodrigos zurückführte, der so allmählich den Kaiser dazu bringen wolle, sich für Spanien offen zu erklären[3]).

In England gestaltete dem äußeren Scheine nach Clarendons Sturz anfangs September die Sachlage wieder günstiger für Spanien und den Kaiser.

Noch am 19. September meldet Lisola nach Wien, daß der König seinen Vorschlägen zuzuneigen beginne. Ludwig aber, dem Lisolas Mission bekannt geworden war, wußte Karls stete Geldverlegenheit auszunützen und schickte den Marquis von Ruvigny mit einer bedeutenden Geldsumme zu Bestechungszwecken nach London. „So verloren Lisola und Molina, trotz der günstigen Gesinnung des Parlamentes täglich an Terrain, da sie gänzlich von Mitteln entblößt waren und den klingenden Gründen des Gegners nur Gründe der Vernunft entgegen zu setzen vermochten“[4]).

Uebrigens versäumte Ludwig nicht, Lisola durch Grémonville beim Kaiser anschwärzen zu lassen, als ob er durch sein Verhandeln mit Mitgliedern des Parlamentes die Autorität des Königs untergraben helfe und sich überhaupt in die inneren Angelegenheiten Englands einmische. Dies blieb auch nicht ohne Wirkung, wie des Kaisers tadelnde Bemerkungen in seinem Briefe an Lisola vom 4. Oktober 1667 darthun[5]).

Ludwig war es auch nach dem Frieden von Breda trotz glänzender Geldanerbietungen nicht gelungen, mit Schweden ein ihm genehmes Abkommen zu erzielen[6]). Zwischen Wasserode und dem schwedischen Hofe wurde eifrig verhandelt. Nur die leidige Geldfrage zog den Abschluß des Bündnisses immer weiter und weiter hinaus. „Wir sind keine Tartaren, die nach Empfang des Geldes sogleich aufsitzen, sagte der Kanzler Güldenstern; aber wir bedürfen eines Trostes für den Unterhalt unseres Heeres. Der Franzose Pomponne kargt nicht mit seinen Anerbietungen*). Aber Spanien

*) „Man hatte, wie der schwedische Gesandte zugibt, von Seiten Frankreichs Schweden nahegelegt, gelegentlich einen Einfall in Schlesien und Böhmen zu machen und sich dieses Königreiches zu bemächtigen. Schweden lehnte ab.“ Paris am 3. Dezember 1667. Wicka an Leopold. K. k. A.

würde, wenn es uns den Sold zahlt für 20,000 Mann, anstatt eines eigenen Heeres, sogar erheblich sparen“ [7]).

Als dem Kaiser am 14. September der Bündnißvertrag mit Schweden zur Revision eingeschickt wurde, da kamen den kaiserlichen Räthen wieder Bedenken. Man wollte die ganze Last der Subsidien auf Spanien überwälzen. Man verlangte demgemäß von Spanien, daß es in diesem Sinne auf Abschließung eines doppelten Vertrages zwischen Schweden und Oesterreich und Schweden und Spanien hinarbeite*).

Im Monate September war es Gravel unter Anwendung von allerlei Mitteln, zu denen auch Bestechungen gehörten, endlich auch gelungen, daß sich das Kurfürstencollegium offen gegen die Garantie des burgundischen Kreises aussprach [8]).

Nach den letzten bedeutenden Erfolgen hatte Ludwig den Fortgang seiner Eroberungen gehemmt, um Europa Mäßigung zu zeigen. Am 7. September war er bereits wieder in St. Germain. Ludwig stellte diesen frühzeitigen Abschluß des flandrischen Feldzuges als einen Beweis seiner friedlichen Absichten hin, gleichsam als eine Gefälligkeit, die er dem Wiener Hofe erweisen wollte.

Der Marquis de Malagon, der nun einsah, daß er den Kaiser zum Kriege gegen Frankreich nicht werde bestimmen können, ließ nun von diesem Plane ab und begnügte sich damit, Hilfe für Flandern zu verlangen.

Da er die Wegschickung Grémonvilles nicht durchzusetzen vermochte, überredete er die Höflinge dahin, daß sie mit Grémonville nicht mehr sprechen sollten.

Um den spanischen Gesandten doch in etwas zu befriedigen, hatte der Kaiser Ende September endlich wirklich den Befehl gegeben, die Aushebungen zu beginnen, um die Mediation im Nothfalle mit den Waffen in der Hand zu unterstützen. Diese Rekrutirungen sollten für die Infanterie im November und für die Kavallerie im December vorgenommen werden. Sie sollten sich

*) Wien am 17. Oktober 1667. Leopold an den Grafen von Pötting. — Daß man übrigens in Stockholm trotz der Aeußerungen des Grafen Magnus zu Pomponne keine allzugünstige Meinung von des Kaisers Energie hatte, daraus machte Pufendorf Wicka gegenüber kein Hehl. (Paris am 9. Sept. 1667, Wicka an Leopold.) K. k. A.

auf 16,000 Mann belaufen, während man offiziell nur 8000 zugestehen wollte. Die Kosten vermeinte man mit den 500,000 bis 600,000 Gulden zu decken, welche die Erbstaaten als außerordentliche Steuern zu liefern hatten[9]).

Diese Nachrichten in Verbindung mit jenen über Lisolas Thätigkeit in England, Basserodes in Stockholm, sowie über das kriegerische Drängen des Brandenburgers machten den französischen Hof ernstlich besorgt.

In der That erschien am 11. Oktober Wicka in voller Gala am frühen Morgen im königlichen Hoflager zu St. Germain mit einem eben aus Wien angekommenen Courier und bewarb sich durch Lionne um eine Audienz beim König.

Nachdem Wicka bei Lionne vorgelassen worden und die üblichen, höflichen Eingangsfloskeln gefallen waren, hielt es Wicka für angemessen, „auf einmal diesen Diskurs abzubrechen und Lionne mit etwas ernstlicher Manier und mit ponderirten Wörtern zu bitten", er möge ihm alsogleich Audienz beim Könige verschaffen, „da ihm ein eigener Courier unterschiedliche Packets in größter Eile sammt einem allergnädigsten Befehl vom Kaiser mitgebracht, den Inhalt derselben dem Könige vorzutragen". Die Einwendung Lionnes, der König wäre mit Colbert bereits in den Finanzrath gegangen, ließ Wicka nicht gelten, da er wohl wußte, daß der König um diese Stunde noch nicht angekleidet sei. Lionne wünschte nun zu wissen, weß' sein Begehr. Wicka erwiderte, er könne dies nur Sr. Majestät selbst und womöglich in einer Privataudienz in Gegenwart des abgefertigten Couriers offenbaren, damit dieser die Antwort selbst vernehme. Dieses geheimnißvolle und ungewöhnlich entschlossene Auftreten des Gesandten mußte natürlich die Meinung aufkommen lassen, es handle sich zweifellos um unliebsame Entschlüsse des Kaisers hinsichtlich der Defension der Niederlande. So wurde denn der kaiserliche Gesandte „in die Kammer des Königs geführt, wo sich dieser anzulegen pflegt und selbiges Mal barbieren lassen" und von Ludwig in Privataudienz empfangen. Dem König, der „scharf und bleich aussehend" an einem kleinen Tische saß, theilte nun der Gesandte nach längerer wohlstudirter Einleitung auf des Kaisers Befehl mit, „daß gegenwärtiger Kammerdiener von Wien in größter Eile abgefertigt worden wäre, Sr. königl.

Majestät und dem königlichen Hause die fröhlichste und die hochimportirliche Zeitung der hocherwunschenen glücklichen Niederkunft der Kaiserin und Genesung eines Gottlob frischen und wohlgestalten jungen Prinzens anzukündigen". Der König, der auf nichts weniger denn eine Kriegserklärung oder dergleichen gefaßt war, schnellte von seinem Sitze freudig auf, und gewann wieder seine rothe Gesichtsfarbe. Ja seine freudige Erregung war so groß, daß er höchst eigenhändig die Königin aus den Federn trommelte und mit lauter Stimme mehrmals ausrief: „L'impératrice est accouchée et a fait un garçon! Voici le résident de l'empereur, et un valet de chambre envoyé de Vienne, qui vous en diront les particularités"*). Natürlich beglückwünschte der König den Gesandten bestens zu dem glücklichen Ereigniß und Lionne, dem nun ein Stein vom Herzen gefallen war, sagte lachend zu Wicka: „Na, Sie haben uns einen schönen Schrecken eingejagt, aber es ist gut ausgegangen". Auch das übrige diplomatische Corps der fremden Mächte war der festen Ueberzeugung gewesen, daß Wicka ernste Nachrichten aus Wien zu überbringen habe.

Das war Wickas größte diplomatische That. Er bildete sich auch nicht wenig darauf ein. Er erzählte sie wenigstens mit einer Breitspurigkeit, welche deutlich die selbstzufriedene Eitelkeit durchschimmern läßt[10]).

Er wollte damit offenbar Grémonvilles Vorgehen copiren**). Leider ist es bekanntlich nicht dasselbe, wenn zwei dasselbe thun.

Mit solchen harmlosen Späßen suchte die kaiserliche Diplomatie dem geriebenen Lionne zu imponiren. Wahrlich! Das waren Gegner, wie sie sich Ludwig nur wünschen konnte!

In Wien hatte die kriegerische Stimmung indessen wirklich auf einige Zeit die Oberhand gewonnen.

Am 6. Oktober nahm Grémonville Audienz beim Kaiser und drohte dabei ziemlich unverhüllt mit Gegenmaßregeln, wenn die Rekrutenaushebungen fortgesetzt würden.

---

*) „Die Kaiserin ist niedergekommen und hat einen Knaben geboren. Hier ist der Gesandte des Kaisers und ein aus Wien geschickter Kammerdiener, welche Ihnen die Einzelheiten mittheilen werden."

**) S. S. 46.

„Als Grémonville kurze Zeit nachher abermals wegen der Rüstungen anfragte, erwiderte Graf Lamberg: Alle Welt waffne, der westphälische Kreis stelle 25,000 Mann, die Schweden erwarten nur Geld aus Holland um zu rüsten, die Türken bedrohen Polen: alles das zwinge den Kaiser sich zu rüsten. Auch Lobkowitz wollte Grémonville etwas Aehnliches weißmachen, dieser aber meinte, er könne die Moskowiter und Tartaren täuschen, nicht aber den König von Frankreich; dieser sei gut unterrichtet von den Schritten der kaiserlichen Regierung, England und Holland zu gewinnen. Lobkowitz erwiderte darauf: Der Gesandte könne glauben, was er wolle: aber er sei in Wahrheit ein Diener des Königs wie des Kaisers und liebe ihre Interessen wie seine eigenen; der Kaiser denke nicht daran, die Rüstungen gegen Frankreich zu wenden“ [11]).

Die Verhandlungen zwischen Schweden, dem Kaiser und Spanien nahmen gleichwohl ihren Fortgang.

Schweden sollte für eine reichliche Zahlung 24,000 Mann an Spanien und den Kaiser überlassen, beiderseits mit dem Vorbehalte, wenn derselbe ratificirt sei, Brandenburg zum Beitritt einzuladen [12]).

Im Schreiben vom 17. Oktober 1667 an den Grafen von Pötting meint Leopold, es handle sich in erster Linie darum, daß die Geldhilfe den Schweden sicher geleistet werde, sonst sei die Gefahr vorhanden, daß sie wieder von Spanien und dem Kaiser abfallen.

Ludwig XIV. war entzückt über die Geschicklichkeit und Kühnheit, mit der Grémonville seit mehreren Monaten die Vermehrung der kaiserlichen Armee hinderte, indem er den kaiserlichen Hof einschüchterte. De Lionne schrieb ihm hierüber aus St. Germain unter dem 25. Oktober: „Der König hält Sie für den unverschämtesten Gesandten auf der ganzen Erde (und darin liegt eben das größte Lob, welches Se. Majestät Ihnen geben kann), da Sie es sich in den Kopf gesetzt haben, durch Ihre Ueberredungskunst und durch Ihre Drohungen zu verhindern, daß ein Nachfolger der Cäsaren es wagt, Truppenaushebungen vorzunehmen“ [13]).

1) Mignet II, 226.
2) Mignet II, 230—236. — Wagner, S. 214.
3) Mignet II, 235.
4) Klopp, S. 193—198.

5) Mignet II, 239; Klopp, S. 189, 192, 389.
6) Mignet II, 317.
7) Bericht Baſſerodes aus Stockholm an Liſola. 7. September 1667. Klopp, S. 184.
8) Mignet II, 257.
9) Mignet II, 236—241.
10) Paris 14. Oktober 1667. K. k. A.
11) Wolf, Lobkowitz. S. 168 und 169.
12) Droyſen III, 3. 267. Das Projectum foederis defensivi zwiſchen dem Kaiſer und Schweden umfaßt 16 Punkte. Dazu noch die „geheimen" Artikel über die Zahl der Truppen und ihre Beſoldung. K. k. A.
13) Mignet II, 249.

16. Die Beziehungen zwiſchen dem Wiener und Berliner Hof erkalten durch die Schuld des Kaiſers.

Ende September 1667 war eine engere Allianz zu Köln zwiſchen Mainz, Köln, Münſter, Pfalz Neuburg und Brandenburg geſchloſſen worden. Sie beſchränkte ſich auf die Sicherung des Reichs und den Verſuch der Mediation. „Die Materia ipsa wurde zu dem allgemeinen Reichstag nach Regensburg remittirt" [1]).

Da Köln blindlings der Weiſung Frankreichs folgte, ſo war es klar, daß die Berufung zum Kölnertage auf franzöſiſchen Anlaß geſchehen ſein mußte. Der Kurfürſt von Brandenburg hatte aber keinen Anſtand genommen, den Tag zu beſchicken, einerſeits wohl darum, weil er mehrere Eiſen im Feuer haben wollte, andererſeits, weil er da auch wieder im Sinne des Bündniſſes mit dem Kaiſer wirken konnte [2]).

In der That ſuchte auch bei den diesbezüglichen Verhandlungen Brandenburg Stimmung gegen Frankreich zu machen*).

In Wien wiederum, wo man anfänglich des Kurfürſten Eifer gern geſehen hatte, wurde man naturgemäß durch die Kölner Vor-

*) „Brandenburg ſcheint nicht von den beſten Abſichten gegen Frankreich erfüllt zu ſein." Cöln am 3. Oktober, Gomont an de Lionne. Mignet II, 269.

gänge etwas beunruhigt; man fürchtete des Kurfürsten weitere Absichten [3]).

Andererseits hatte man in Berlin allmählich die nur allzu berechtigte Ueberzeugung gewonnen, daß die Versprechungen und Unterhandlungen, die von Wien aus ergingen, eines reellen Untergrundes entbehrten und leeres Geflunker seien. Und so sah sich denn auch der Baron von Schwerin genöthigt, dem kaiserlichen Gesandten von Goësse zu erklären, daß ohne wirkliche Bemühungen seitens Spaniens und des Kaisers der Kurfürst nichts thun könne. „Ich muß bekennen", fügte Goësse hinzu, „daß man mit Offerten freigebig ist, aber nichts hält. Das schadet der Sache nur" [4]).

In der zweiten Hälfte des Monats Oktober*) kam von Paris an Millet ein Schreiben, welches dieser dem Kurfürsten vorlas und worin ausgeführt war, daß der König von Frankreich bereits Kunde erhalten habe, der Kurfürst wolle den kaiserlichen Hilfsvölkern, die dieser nach den Niederlanden zu schicken beabsichtige, den Durchzug verwilligen; es sei ferner bekannt, daß der Kurfürst den kaiserlichen Gesandten in Berlin stets antreibe, „damit er die kaiserliche Majestät zu besserer Resolution in dem niederländischen Werk vermögen und anfrischen solle". Der König wolle es aber nicht glauben und besseres Vertrauen in des Kurfürsten Freundschaft setzen [5]).

Mußte durch dieses Vorgehen seitens des Wiener Hofes der Kurfürst nicht mit Gewalt in die Arme Frankreichs getrieben werden und den verlockenden Vorschlägen des französischen Gesandten mehr und mehr ein williges Ohr leihen?

Ueber die Schwatzhaftigkeit, die am Wiener Hofe herrschte, hatte sich auch Graf Waldeck dem Goësse gegenüber ausgesprochen. Waldeck hatte mehrmals am kaiserlichen Hofe negotiirt und erzählte, es werde daselbst kein Secretum gehalten. Alles, was er sagte, wußte kurz darauf beinahe wörtlich der Graf Wilhelm von Fürstenberg und warf es ihm vor. Darüber, behauptete er, beklagen sich alle Potentaten und Ministri an anderen Höfen, dadurch geschehe, daß alle zurückhaltend würden. Es herrschen viele discordiae und Mißverständnisse unter den kaiserlichen Ministern.

*) Mignet II, 287 berichtet dies schon unter dem 12. Oktober.

„Ich kann Euerer Majestät nicht aussprechen", fügte von Goëſſe hinzu, „was für einen großen Schaden der kaiserliche Dienst wegen dieser fast universalen Opinion, daß kein Secretum bei uns sei, leide. Was man an den kaiserlichen Hof berichte, das werde dort public. Besonders der Grémonville habe Mittel und Wege, alles inne zu werden" *).

Wie Brandenburg waren auch die braunschweigischen Herzoge zu Zell und Osnabrück zu einer Allianz mit dem Kaiser bereit. Sie machten Ende Oktober durch ihren Abgesandten Hammerstein in Wien den Antrag, zehn- bis zwölftausend Mann zu stellen. Nur müsse der Sold dafür kaiserlicherseits oder von Spanien getragen werden. „Da ich aber selbst keine Mittel habe," schreibt Leopold an den Grafen von Pötting unter dem 9. November 1667, „so soll Castel Rodrigo solche flüssig machen und zusehen, daß diese in Aussicht stehende Hülfe nicht den Feinden zuwachse" *). Der braunschweigische Abgesandte ließ sich aber gleich anfangs auch dahin vernehmen, daß er nur mit Uebereinstimmung des Kurfürsten zu Brandenburg und der Generalstaaten abschließen werde [7]).

In Berlin bekamen nun die Franzosen allmählich Oberwasser. „Ich vermerke," schreibt von Goëſſe an den Kaiser [8]), „daß man von allen Seiten sehr darauf hinarbeitet, diesen Kurfürsten zur Neutralität in re belgica zu bringen. Alle die anderen Kurfürsten scheinen dieser Intention zu sein. Der König in Frankreich verspricht hier aureos montes. Etliche dieser ministrorum, welche ohnedem dazu inclimiren, möchten völlig gewonnen werden" **). Dazu

*) Damit hing auch offenbar Kramprichs Sendung nach dem Haag zusammen. Die Staaten sollten die nöthigen Subsidien beischießen. Wenigstens erhielt Kramprich zur selben Zeit (9. November) den Befehl: citatis equis, absque strepitu nec tactis locis pestiferis nach Holland zu reisen. (Müller, S. 14.)

**) Vergleiche damit Mignet II, 288. „Am 18. Oktober 1667 kündigte Millet Lionne die Ankunft des Residenten von Neuburg an. Dieser beeilte sich den Baron von Schwerin aufzusuchen, welchem er die Alternative anbot: entweder das Herzogthum Geldern, wenn sein Herr sich für Frankreich erklären wollte, oder den Beistand Frankreichs in Polen, wenn er sich darauf beschränken wollte, neutral zu bleiben. Er versprach außerdem 10,000 Thaler dem Baron Schwerin, damit er in diesem Sinne beim Kurfürsten handle, auf welchen er einen großen Einfluß ausübte." „Die versprochenen 10,000 Thaler brachten ihre Wirkung hervor." — Droysen III, 3, S. 203 bemerkt zu diesem Kapitel:

komme, daß sich der französische König den Aspirationen des Neuburgers auf die polnische Krone günstig zu sein darstellt, um den Kurfürsten, der auf diese Sache insbesonders erpicht ist, zu gewinnen. „Es würde meines Erachtens gut sein, wenn man von spanischer Seite die Traktate mit dem Kurfürsten beschleunigte; denn die Verzögerung gibt der andern Partei Gelegenheit, denselben davon zu divertiren und auf andere Gedanken zu bringen. Ich kann mir wohl einbilden, daß man's lieber bis gegen Frühling würde anstehen lassen, sonderlich quoad subsidia. Es ist aber die Frag', ob der Kurfürst bis dahin darauf warten wird." „Ich hab's Euerer Majestät unterthänigst erinnern wollen, damit Sie sehen mögen, wie gefährlich es ist und was man endlich zu gewarten, wann ich solchen starken Machinis nichts anderes zu opponiren als nudas verbales remonstrationes, welche sonderlich bei diesem unserm Saeculo wenig zu richten pflegen, wo von der andern Seite ferro et auro herentgegen operirt wird."

Der Kurfürst wurde von Frankreich äußerst zart angefaßt. Millet erklärte sogar, daß er durch den mit Frankreich zu schließenden Vertrag durchaus nicht gehindert sein solle, seine Reichspflicht zu leisten, falls etwa der Kaiser und das Reich beschließen sollten, sich des burgundischen Kreises anzunehmen. Damals war man eben französischerseits des Kaisers bereits so ziemlich sicher[9]).

In den ersten Tagen des November ließ der Kurfürst durch den Baron von Schwerin dem kaiserlichen Gesandten mittheilen, daß trotz der Abmachungen mit dem Markgrafen von Baden die

---

„Unter den Räthen des Kurfürsten war durchaus nicht der Gegensatz der Richtungen, auf welchen Millet in seinen Berichten nach Paris so großes Gewicht gelegt hat; wenigstens eine französische Partei gab es an diesem Hofe nicht, und die glänzenden Geschenke, die Millet machte oder versprach, blieben ohne die ersehnte Wirkung." Dagegen scheint aber entschieden der Brief Lionnes vom 26. November an Millet zu sprechen, worin es heißt, es soll nur mit dem Gelde nicht gespart werden, um die Minister des Kurfürsten zu gewinnen. Mignet II, 294. — Ebenso bedauerte Meindres, einer der zwei kurbrandischen Gesandten an dem französischen Hof Wicka gegenüber, „daß fast an allen Höfen durch französisches Geld ministri sich so leichtlich, welches ebenfalls bei diesem Hof schon eingerissen, corrumpiren lassen." Wicka an Leopold. Paris am 17. Februar 1668. K. k. A.

ganze Sache durch die Schuld Spaniens wieder ins Stocken gerathen sei. Es sei nun ruchbar geworden und er hätte schlechten Dank dafür geerntet. Er müsse die Offiziere und Leute, die er bereits gestellt, wiederum gehen lassen. Er müsse wohl oder übel die von den Franzosen angebotene Neutralität annehmen, da er von den andern Seiten nur leere Reden zu hören bekomme [10]).

Das Mißtrauen gegen den Wiener Hof nahm stetig zu. Es kam dem Kurfürsten sonderbar vor, daß man ihn von dem Bündniß, welches der Kaiser mit Schweden und Spanien schließen wolle, nicht unterrichte, und daß ferner Basserode nach Wien soll berichtet haben, der Kurfürst werde ein Bündniß mit den protestantischen Fürsten eingehen [11]).

Unter diesen Umständen lehnte nun auch der Kurfürst den am 6. November zu Haag zwischen seinem Gesandten Blaspil und Castel Rodrigo unterzeichneten Vertragsentwurf ab [12]).

„Der Kurfürst war früher den Franzosen ganz abgeneigt, aber da er bei uns weder in der polnischen noch in der belgischen Angelegenheit Gehör gefunden, wurde er, trotz seiner persönlichen Abneigung mehr und mehr den Franzosen in die Arme getrieben." So schrieb am 25. November 1667 der kaiserliche Gesandte nach Wien. Und noch am 2. December 1667 heißt es in dem Gesandtschaftsbericht: „Der Kurfürst ist uns noch immer geneigt".

Damit übereinstimmend spricht sich de Lionne in seinem Schreiben vom 22. November an Millet dahin aus, daß es *der Kurfürst allein* sei, der gerne die andern zu einem Bündniß gegen Frankreich bewegen möchte. Daher müsse er um jeden Preis gewonnen werden [13]).

„In der That behielt der Kurfürst noch immer die Möglichkeit eines Bruches mit Frankreich im Auge. Der schwedisch-österreichische Defensivvertrag brauchte nur vollzogen, die Wahl des Pfalzgrafen in Wien nur zugestanden zu werden, so waren die drei vereinten Mächte stark genug, Ludwig XIV. jenseits des Rheins die Spitze zu bieten, und die französische Intrigue in Polen erlosch von selbst. Daß die Staaten und England sich nicht für Frankreich erhoben hätten, verstand sich von selbst; und wenn der Kaiser und Brandenburg vereint waren und Ernst zeigten, war von den Fürsten und Ständen im Reich wenig zu fürchten; die wenigsten

waren in Rüstung, die meisten schwankend, der wirkliche Anhang Frankreichs, Baiern*), Kurköln, Münster, wäre still geblieben oder mit fester Hand niedergehalten worden."

„Blumenthal, der vom Kurfürsten in letzter Stunde noch nach Wien entsendet worden war, um die Stimmung am Kaiserhofe zu sondiren, wurde sehr kühl aufgenommen. Seine ersten Briefe, sie kamen am 10. und 13. December an, meldeten von großem Mißtrauen gegen Schweden, größerem gegen Brandenburg, als wenn Frankreich das ganze Pommern unter des Kurfürsten Botmäßigkeit zu bringen versprochen habe" [14]).

Unter solchen Umständen sah sich der Kurfürst aus Rücksicht für seine eigene Sicherheit genöthigt, am 15. December einen Vertrag zu unterzeichnen, durch welchen sich Brandenburg verpflichtete, sich nicht in den Krieg zwischen Frankreich und Spanien zu mischen und nur zu einem guten Abkommen das Seinige beizutragen und Niemandem den Durchzug nach den Niederlanden zu gestatten [15]). Das war der Erfolg der verblendeten kaiserlichen Politik!

Mangel an Offenheit, Mangel an Thatkraft und Entschlossenheit, der Wunsch, selbst nichts zu thun und immer Andere vorzuschieben, Vertrauen und Mißtrauen am unrechten Platze, führten dahin, daß der kaiserliche Hof alle wirklichen Freunde von sich stieß und sich den Feinden überlieferte**).

---

*) Kurbaiern hatte es unter dem 30. September 1667 abgelehnt, mit dem Kaiser ein Bündniß einzugehen, weil ohnehin die kurfürstliche Mediation zum Ziele führen werde. Bezüglich der Rheinliga erklärte der Kurfürst, „daß, wie er bisher in derselben nicht begriffen gewesen, sich auch fürderhin derselben nicht theilhaftig machen wolle; im übrigen aber sehe er nicht ein, was sie für einen Schaden bisher verursacht habe oder noch verursachen werde können". Hispanica Extractus. K. k. A.

**) Als der Baron von Goëssе gegen den Neutralitätsvertrag zwischen Brandenburg und Frankreich gelegentlich einmal sein Bedenken vorbrachte, erwiderte ihm der Baron v. Schwerin, der Kaiser sei selbst daran schuld, da er trotz vielfachen Drängens von Seite des Kurfürsten sich niemals erklären wollte. (Berlin am 20. Jänner 1668.) — Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe, hatte der Kurfürst mit Frankreich abgeschlossen. Er ging auch in der Folge sehr behutsam zu Werke. Lionne hatte einen ebenbürtigen Gegner gefunden. Sie suchten sich, wie Pufendorf meinte, gegenseitig zu überlisten. (Paris am 27. Jänner 1668. Wicka an Leopold.)

1) Droyſen III, 3. S. 211. Hispanica Extractus. K. k. A.
2) Droyſen III, 3. S. 200.
3) Droyſen III, 3. S. 212.
4) Berlin am 14. Oktober 1667. K. k. A.
5) Berlin am 28. Oktober 1667.
6) Berlin am 23. September 1667. Goëſſe an den Kaiſer.
7) Wien am 16. Februar 1668. Leopold an den Grafen Pötting.
8) Berlin 28. Oktober 1667.
9) Droyſen III, 3. S. 216.
10) Berlin am 7. November 1667.
11) Berlin am 21. November 1667.
12) Droyſen III, 3. S. 212. — Mignet II, 596.
13) Mignet II, 292.
14) Droyſen III, 3. S. 218.
15) Mignet II, 299—301.

---

17. Durch den Theilungsvertrag zwiſchen Frankreich und Oeſterreich über das ſpaniſche Erbe wird Leopold ganz von der Unterſtützung der ſpaniſchen Seitenlinie abgezogen.

Trotz der Ablehnung eines eventuellen Theilungsvertrages des ſpaniſchen Erbes ſeitens des Wiener Hofes kam Ludwig wieder darauf zurück, als er aus den Berichten Grémonvilles entnehmen mußte, daß nun in Oeſterreich die kriegeriſche Stimmung doch mehr und mehr Oberwaſſer gewinne. Gleich nach dem Scheitern von Fürſtenbergs Miſſion hatte übrigens Lionne Ende März dem kaiſerlichen Geſandten von Wicka in Paris in dieſer Richtung auf den Zahn zu fühlen verſucht, freilich ohne Erfolg [1]).

Kaum einen Monat darauf erwähnte der franzöſiſche Miniſter Wicka gegenüber geſprächsweiſe, daß, wenn der Kaiſer ſich zu der eventuellen Theilung der ſpaniſchen Monarchie nach des Grafen Fürſtenberg Vorſchlag verſtanden hätte, das Unternehmen gegen die Niederlande unterlaſſen worden wäre. Aehnliche Andeutungen ließ auch Fürſtenberg fallen; ebenſo noch ſpäter ein kurmainziſcher Abgeſandter [2]). Auch Grémonville ſteckte Ende Mai in Wien ſeine Fühler diesbezüglich aus. Aber Lobkowitz ging vorderhand nicht darauf ein [3]).

Am 28. Oktober schrieb nun Lionne an Grémonville, daß Wicka sich vor einigen Tagen dem Landgrafen Fürstenberg gegenüber dahin ausgesprochen habe, es sei jetzt in Wien mehr Neigung vorhanden, auf die Eröffnung hinsichtlich eines eventuellen Vertrages einzugehen. Wenn sich dies so verhielte, so wäre ein schöner Schnitt zu machen, der angenehm die ganze Christenheit überraschen würde. Die Hauptklippe bilde aber zweifelsohne die Verzichtleistungsfrage[4]).

Daß de Wicka die Initiative ergriffen, ist entschieden unrichtig, wie aus dem Nachfolgenden deutlich hervorgeht. Es liegt eben eine Art jener „absichtlichen Täuschungen" vor — allerdings hier gegen den eigenen Gesandten, — mit denen die Diplomaten aus der Schule Mazarins so vortrefflich ihre Karten zu mischen verstanden. Am 23. Oktober wurde nämlich zu Ehren des neugeborenen kaiserlichen Prinzen zu Paris ein Fest gegeben. Auf demselben erschien auch Graf Wilhelm von Fürstenberg und nahm de Wicka abseits, um mit ihm wegen eines Accommodements zwischen den beiden Kronen zu sprechen. De Wicka meinte, es wäre zu wünschen, der König hätte die Unternehmung gegen die Niederlande nicht begonnen. Es sei übrigens der Reichstagsbeschluß abzuwarten. Daraufhin bemerkte Graf Wilhelm: „Hätte man vor einem Jahre seinen gut gemeinten Propositionen zu Wien Gehör gegeben und wäre man auf die Eventual-Division der spanischen Monarchie, welche man auf ein neues zu erheben diesseits bedacht sei, eingegangen, würden diese Impresa des Königs auf das Niederland unterblieben sein." Wicka erklärte, darüber keinerlei Nachricht aus Wien zu haben. Einige Zeit nachher, bei einem neuerlichen Zusammentreffen mit Wicka, drang Fürstenberg abermals in denselben, die Eventual-Division dem Kaiser zu proponiren. Wicka erwiderte, man habe ja den Grémonville in Wien und solle diesen mit dem Auftrage betrauen. — Wicka fügt seinem Berichte darüber die ehrliche Warnung hinzu: „Nach meiner Meinung ist die Proposition der Eventual-Division viel mehr geeignet das hochlöbliche Erzhaus zu zerstören, als eine allgemeine Ruhe zu stiften. Es werde dadurch auch die Nullität der Renunciation gut geheißen. Das beste wäre, eine große Macht aufzubringen, um Frankreich wirksam entgegentreten zu können"[5]).

Schon unter dem 28. Oktober hatte übrigens Wicka gemeldet: „Es soll auch dem Grémonville nächster Tage der Befehl aufgetragen werden, die Eventual-Division der spanischen Monarchie wiederum zu proponiren".

Grémonville suchte sich mit Geschick seiner Mission bei dem Fürsten Lobkowitz zu entledigen. Dieser gab ihm über die Absichten des kaiserlichen Hofes vertrauliche Aufschlüsse, die er ihm geheim zu halten an's Herz legte.

Er ersuchte ihn auch, den König zu bitten, Niemandem davon etwas mitzutheilen, insbesondere dem Grafen Wilhelm Fürstenberg nicht, der in seinen Augen ein Sklave, ein Verräther an seinem Vaterlande sei. Hätte Grémonville an seiner Statt die Vorschläge im Frühjahr in Wien gemacht, so wäre der Ausgang zweifellos ein anderer gewesen. Lobkowitz gab Grémonville den Rath, sich an Auersperg zu wenden; dieser sei ohnehin wie ein verlorner Posten, der nur darnach ausluge, sich durch einen außerordentlichen Dienst bei dem Kaiser und den Spaniern in Gunst zu setzen.

Ueber die gute Meinung, welche Lionne bezüglich seiner Person hegte, war Lobkowitz sehr gerührt. Er umarmte Grémonville wenigstens 10 mal.

Grémonville war über das außergewöhnliche Entgegenkommen Lobkowitz' sehr erstaunt. Er fürchtete schon, daß dieser ein Spiel mit ihm treiben wolle. Indessen befolgte er seinen Rath und wandte sich an Auersperg. Schon bei der ersten Zusammenkunft, welche Grémonville mit Auersperg hatte, wies dieser den Antrag nicht mehr ganz zurück. Er meinte, der Vorschlag könne entweder die Absicht enthalten, sie einzuschläfern, oder sie mit Spanien zu entzweien; aber er könne auch wirklich ernst gemeint sein.

„Er bat sich nur einige Tage Bedenkzeit aus. Am nächsten Morgen trug Auersperg in einer Conferenz dem Kaiser die Vorschläge Frankreichs vor und wußte sie so annehmbar darzustellen, daß Lobkowitz, als er nach der Sitzung Grémonville begegnete, diesem zuflüsterte: „Betreiben Sie Ihre Sache, sie steht gut, mehr kann ich nicht sagen; Auersperg kann es durchsetzen" [6]).

Als Grémonville merkte, daß Auersperg sich gegen seinen Plan nicht ablehnend verhalte, da bethörte der schlaue Franzose den kaiserlichen Minister mit den Sirenentönen der Schmeichelei. Wer ver-

mag auch dieser Sprache zu widerstehen! Die Ueberzeugung, daß er vom französischen König ausersehen worden, in dieser hochwichtigen Angelegenheit zu verhandeln, machte Auersperg ungemein stolz. Er hatte keine Ahnung, daß Lobkowitz und Grémonville unter einer Decke spielten [7]).

Dazu kam noch die Aussicht auf den Cardinalshut. „Auersperg war damals 53 Jahre alt, ein glücklicher Familienvater, seit 13 Jahren mit einer Gräfin Katharina Lohenstein verheirathet, hatte drei Söhne und drei Töchter, war ein Deutscher, in der theologischen Wissenschaft wenig bewandert, und doch war in ihm der seltsame Ehrgeiz wach geworden, Cardinal werden zu wollen. Man wußte davon am Wiener Hofe. Der Kaiser hatte ihm sein Fürwort versprochen und 1667 zu Gunsten Auerspergs nach Rom geschrieben. Auch Grémonville hatte davon gehört und war entschlossen, die Schwäche des Ministers gehörig auszunützen. Er empfahl die Angelegenheit seinem Könige und fügte hinzu: „Wenn Auersperg durch Geschicklichkeit, Klugheit und guten Rath die Sache zu einem guten Ende führt, so hat er der Christenheit, seinem Herrn und dem Vaterlande einen großen Dienst erwiesen; kein Lob, keine Belohnung sei so groß, daß er sie nicht verdiene; und er hoffe, daß der König seine Bemühungen mit denen Leopolds vereine" [8]).

Das Cardinalat war denn auch während der Verhandlungen für Grémonville ein „Ragout", dessen er sich bediente, um Auersperg die schwierigsten Punkte mundgerechter zu machen [9]).

Dieser nahm Grémonville feierlich das Versprechen ab, keinen andern Minister in das kostbare Geheimniß einzuweihen!

Am 25. November theilte Auersperg dem Grémonville mit, unter welchen Bedingungen sich der Kaiser in diese delicate Verhandlung einlassen wolle. 1) Sollten die Vorschläge bestimmt und billig sein; 2) sollten sie ohne Zeitverlust gemacht werden; 3) sollten sie so beschaffen sein, daß man den anzustrebenden Zweck auch wirklich erreiche.

Der dritte Punkt wollte besagen, daß der Kaiser absolutes Geheimniß in der Angelegenheit wünsche [10]).

Auersperg und Grémonville kamen demgemäß überein, daß alle Verhandlungen bis zur endgiltigen Abmachung mündlich sein sollten. Man wollte auch nur mit Grémonville unterhandeln, in

dessen Aufrichtigkeit man Vertrauen setzte. Grémonville macht in seinem Berichte dazu die boshafte Bemerkung, „wie er" (Auersperg) sagt (ainsi qu'il dit). Grémonville war eben eine jener schlauen Naturen, die unter der gut gewählten Maske der Biederkeit und Offenheit nur um so sicherer die Leute hinter's Licht führen.

Auersperg hoffte auch, daß nun, da der Kaiser sich in diese Angelegenheit eingelassen habe, der König etwas von seinen gegenwärtigen Ansprüchen ablassen werde[11]).

Ab und zu kamen dem kaiserlichen Hofe doch wieder Bedenken. Man fürchtete einen Fallstrick des Grafen Wilhelm, um sich für das Scheitern seiner Mission zu rächen. Das war das böse Gewissen. Man fühlte wohl, daß man sich auf einer schiefen Ebene befinde und auf dem Punkte stehe, eine Art Verrath an der spanischen Linie zu begehen, wie ja die motivirte Ablehnung seitens des Kaisers im Frühjahr genugsam andeutet.

Auersperg wünschte auch, daß Wicka nichts von der in der Schwebe befindlichen Verhandlung erfahre; Wicka habe nie den Auftrag gehabt, in dieser Richtung Avancen zu machen, und so sei denn zu befürchten, daß dies eine Erfindung des Grafen Wilhelm gewesen.

Ludwig XIV. und Lionne hörten mit außerordentlicher Befriedigung von der Art und Weise, wie der kaiserliche Hof die ihm von Grémonville gemachten Eröffnungen aufgenommen hatte. Sie wählten Grémonville zum Unterhändler, wozu ihn seine Geschicklichkeit, sein erfinderischer Geist, das Vertrauen, welches er dem Kaiser eingeflößt hatte, und der Einfluß, den er auf seine Minister ausübte, als die geeignetste Person erscheinen ließen[12]).

Auersperg erwartete die Rückkehr des Couriers, welcher die Antwort des französischen Königs auf die Mittheilungen Grémonvilles bringen sollte, mit großer Ungeduld. Auch der Kaiser war nicht minder in Aufregung. Er machte für den Fall des Gelingens dem heiligen Antonius von Padua ein Gelübde, und als er erfuhr, daß Lionne, der sich dieser Angelegenheit so sehr annahm, von seiner Krankheit genesen, that er die Aeußerung: „Das ist ein wahres Glück für die Christenheit". Lobkowitz fuhr fort, Grémonville hinter dem Rücken des Kaisers und Auerspergs mit seinen Rathschlägen zu unterstützen.

Um Lobkowitz noch enger an sich zu ketten, las Grémonville demselben manchmal Stellen aus seinen Depeschen vor, die wohl absichtlich so abgefaßt waren, daß er dies, ohne große Aenderungen vorzunehmen, thun konnte.

Am 28. December kamen die vom 13. dieses Monats datirten Instruktionen für Grémonville mit der General-Vollmacht, in Unterhandlung zu treten, aus Paris an [13]).

Als der Kaiser am 29. December Kunde von der Ankunft des französischen Couriers mit der unbedingten Vollmacht erhielt, verschob er die Essenszeit um eine halbe Stunde — ein Beweis für die Wichtigkeit der Angelegenheit, — um sich mit Auersperg zu besprechen. Abends hatte Grémonville Audienz bei Auersperg. Dieser küßte die von Ludwig selbst geschriebene Vollmacht mit dem Ausruf: Es gibt nichts Größeres und Vollkommeneres um das Werk gut zu beginnen. Auersperg sträubte sich lange, die kaiserliche Vollmacht auszufolgen, weil der Kaiser wegen der Spanier wünschte, daß die General-Vollmacht niemals gesehen würde, wenn etwa der Vertrag nicht zu Stande käme [14]).

Man wollte sich also von kaiserlicher Seite einen Rückzug sichern. „Dieses ganze Zieren geschieht nur zu dem Zwecke, schreibt Grémonville an Ludwig, damit Euere Majestät niemals beweisen könne, daß der Kaiser in diese Theilung eingewilligt habe, wenn der Vertrag nicht geschlossen würde“ [15]).

Aber Grémonville war der Schlauheit des kaiserlichen Hofes gewachsen. Er blieb fest. Drei Tage nachher wurden die Vollmachten ausgewechselt [16]).

In einem Handschreiben vom 13. December 1667 gab Ludwig sein königliches Ehrenwort, die fragliche Angelegenheit keinem Potentaten oder fremden Fürsten mitzutheilen, auch nicht einem ihrer Agenten oder Minister, wer es auch immer sei [17]).

Zur Beruhigung des Kaisers hieß es in der Instruktion für Grémonville, daß der Kurfürst von Mainz und Graf Wilhelm zwar von dem neuen Anerbieten benachrichtigt worden, daß ihnen aber, weil ja der Kaiser absolutes Geheimniß wünsche, nun gesagt werden solle, es sei resultatlos geblieben [18]).

Grémonville hielt es übrigens für gerathen, nichts davon zu erwähnen, daß Graf Wilhelm von der Sache wisse [19]).

Bei der augenscheinlich den Franzosen recht günstigen Stimmung des Kaisers versäumte de Lionne auch nicht die willkommene Gelegenheit, des Freiherrn Lisolas Bestrebungen lahm zu legen. Um die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, sei es vor Allem von Nöthen, daß der Kaiser keine Beachtung und keinen Glauben mehr den Berichten seiner Agenten insbesonders denen des Lisola schenke, welcher aus eigennützigen Gründen in Madrid den Bruch des Kaisers mit dem König von Frankreich in sichere Aussicht stelle und behaupte, daß sich dann unfehlbar eine große Liga zwischen England, Schweden und Holland gegen Frankreich bilden werde [20]).

Von der seitens Grémonville gewünschten Geldübersendung sollte es sein Abkommen haben; man wollte dies nicht thun, sonst könnte der Kaiser mißtrauisch werden [21]).

Grémonville und Auersperg kamen überein, daß ersterer zu Auersperg Abends verkleidet schleichen solle, um da über die Angelegenheit zu verhandeln. So fand am 31. December Abends 8 Uhr die erste Zusammenkunft statt [22]).

Lobkowitz, welchem Grémonville am 1. Januar einen Besuch machte, las mit Thränen in den Augen die Schmeichelworte Lionnes und küßte das Schreiben, indem die Großherzigkeit Lobkowitz' gerühmt wurde, der sich so im Hintergrunde hielt, um seinem Rivalen einen so großen Antheil an diesem Geschäfte zu lassen [23]).

Am 1. Januar Abends hatte Grémonville Audienz beim Kaiser. Der Kaiser antwortete auf die einzelnen Vorschläge, die Grémonville nach seinen Instruktionen vorbrachte, mit so richtigen und passenden Ausdrücken, daß es schien, er habe sie 3 Tage lang schon einstudirt. Der Kaiser wünschte, daß Grémonville nur mit Auersperg über die Sache verhandle, was Grémonville natürlich auch versprach [24]).

In der Instruktion an Grémonville war als Antheil des Kaisers vorgeschlagen: Spanien mit Ausnahme von Navarra und seinen Dependenzen und der Festung Rosas; alle westindischen Besitzungen; die canarischen Inseln; alle Plätze in Afrika; das Königreich Sicilien, Sardinien; Majorca, Minorca und Iviza. Frankreich erhob Anspruch auf die spanischen Niederlande, die Franche-Comté; Mailand; das Königreich Neapel; die tos-

canischen Plätze mit Porto-Longone auf Elba; Finale; Navarra mit seinen Dependenzen; die Festung Rosas; die Philippinen-inseln.

Daneben hatte Grémonville die geheime Vollmacht, die Philippinen, Rosas und Navarra fahren zu lassen; Mailand und Finale sollte er nur im äußersten Falle und nur gegen Tausch von Sardinien und Sicilien aufgeben; auf dem Besitze von Neapel und der spanischen Niederlande sollte er fest bestehen [25]).

Am 2. Januar Abends hatte Grémonville abermals eine Zusammenkunft mit Auersperg, wobei Grémonville seine Vorschläge mit dem biblischen Spruche einleitete: Gebet dem Cäsar, was des Cäsars ist.

Auersperg machte einige Einwendungen und verlangte einige Tage, um eine Antwort auf die Vorschläge geben zu können.

Am nächsten Tage (3. Januar) traf Grémonville beim Kaiser den Fürsten Lobkowitz, welcher ihm nur diese Worte sagte: „Wenn ihr nicht die Form der Theilung ändert, werden wir noch lange nicht abschließen; denn ihr wollt das behalten, was wir nothwendig brauchen und was uns paßt, und uns das geben, was schließlich doch euch gehört".

Am 4. Januar machte Auersperg seinen Gegenvorschlag. Er verlangte für Oesterreich: Spanien; Westindien; die canarischen Inseln; Mailand mit Finale; Neapel; die toscanischen Plätze und Porto-Longone; Sicilien; Sardinien und die Franche-Comté. Frankreich sollte zufallen: die spanischen Niederlande; die Philippinen; Majorca, Minorca und Iviza; die afrikanischen Plätze.

Am 4. Januar hatte Grémonville mit Lobkowitz eine Besprechung. „Um Gotteswillen", rief dieser aus, „befreit uns von diesem Indien oder gebt uns die Mittel, davon Besitz zu nehmen." Als Grémonville erwiderte, Ludwig XIV. werde dem Kaiser nach dem Tode des Königs von Spanien die Schiffe als bewegliches Gut überlassen, konnte sich Lobkowitz lange vor Lachen nicht halten. Und ihr Franzosen, bemerkte er endlich, werdet das Geschmeide nehmen, wenn es die Juden von Granada herausgeben wollen [26]).

Die beiden Vorschläge gingen also ziemlich weit auseinander. Um die italienischen Länder der spanischen Krone bewegte sich das

ganze Getriebe der Verhandlung. Allmählich gelang es Grémonville, daß ihm Auersperg für Frankreich noch die Franche-Comté, das Königreich Navarra und die Festung Rosas zusprach. Er entschloß sich nun, Mailand aufzugeben, um so anderseits wieder Vortheile einzuheimsen [27]).

Der kaiserliche Hof wiederum bot Grémonville Catalonien und Sardinien an. Aber Grémonville war damit nicht zufrieden. Er verlangte Neapel, auf das der Kaiser umsomehr Werth legte, als er es nicht für leicht hielt, Spanien mit seinen Staaten zu vereinen. Er wollte ganz Italien haben.

Auch Lobkowitz verlangte die italienischen Länder für Oesterreich [28]).

„Der Abschluß des Vertrages schien noch sehr ferne. Aber Grémonville, welcher Auerspergs guten Willen kannte, den der Ruhm, eine so wichtige Unterhandlung abzuschließen und die Aussicht auf die Cardinalswürde zu den Concessionen geneigt machten, dachte, daß es vor Allem nöthig sei, den mächtigen Widerstand Lobkowitz' in diesem Punkte zu brechen."

„Noch am 18. Januar sagte Lobkowitz, als ihn Grémonville besuchte: er habe dem Kaiser gerathen, nicht ohne Italien abzuschließen, weil man sonst von der ganzen Erbschaft keinen Vortheil ziehen könne; Grémonville möge aber den Courier noch nicht abschicken; er wolle nicht die Ursache sein, daß ein so treffliches Werk nicht zu Stande komme. Die Gründe, welche Lobkowitz auseinandersetzte, schienen selbst Grémonville gerecht und politisch. Nichtsdestoweniger beharrte er auf der Forderung von Neapel und Sicilien. Am selben Tage ließ Auersperg den Gesandten zu einem Besuche einladen. Grémonville kam wieder in der Dämmerung in das Palais. Sie gingen alle Artikel durch und geriethen bei dem Punkte von Neapel und Sicilien wieder aneinander. Grémonville bestand darauf, weil beide zusammen gehörten; Auersperg wehrte sich und wollte Mailand und Neapel. „Streichen Sie den Artikel", rief Grémonville aus, „wenn Sie die Ehre ernten wollen, der Cardinal des Friedens und der erste Minister aller Höfe Europas zu sein". Nochmals versprach er ihm die Fürsprache seines Königs in Rom. Auersperg wurde das Herz schwer. Er rief immer: Ach Gott! ach Gott! Endlich sagte er Grémonville zu, daß er noch

einen Versuch bei dem Kaiser machen wolle. In tiefer Nacht verließ Grémonville das Palais. Auf dem Wege wurde er von drei Lakaien des spanischen Gesandten angefallen; er zog den Degen und flüchtete in ein Hausthor, bis er unbemerkt zu seinem Wagen kommen und davon fahren konnte. Er hatte eine Copie der Vertragsartikel in der Tasche und fürchtete nicht mit Unrecht, daß es darauf abgesehen war, ihm diese abzunehmen. Die Spanier hatten Verdacht geschöpft. Die österreichischen Minister fügten sich endlich dem Begehren Frankreichs, ja sie geizten um die zweifelhafte Ehre, den Kaiser zum Nachgeben zu bringen."

„Als am andern Morgen (19. Januar) Grémonville wegen einer Audienz zu Hofe kam, begrüßte ihn Lobkowitz mit den Worten: „Ich habe dafür gestimmt, daß Euch Sicilien zugesprochen werde; wenn Ihr nur keine Furcht vor einer sicilianischen Vesper habt." Darauf erwiderte Grémonville schlagfertig, daß er eben deswegen das Geleit (l'escorte) Neapels brauche. Lobkowitz warf ihm zornig vor, daß Frankreich doch zu strenge auf seinem Vortheil bedacht sei, fügte aber milder hinzu: er wolle noch einmal mit dem Kaiser sprechen, wenn sich der Gesandte anheischig mache, den Vertrag noch am selben Tage zu unterzeichnen." „Grémonville schwor bei allen Heiligen. Lobkowitz umarmte ihn und sagte: „Sie sollen den Trost haben, noch heute zu unterzeichnen". „Aber Auersperg war ihm zuvorgekommen. Als Grémonville nach Hause kam, überreichte ihm der Sekretär des Fürsten Auersperg ein Billet, welches die Worte enthielt: „Im Namen Gottes, Seine Majestät hat auf Neapel verzichtet, um dem König von Frankreich gefällig zu sein, und mit der Bedingung, daß der Vertrag ohne Zeitverlust unterzeichnet werde."

„Nachmittag zwischen 3 und 6 Uhr redigirten Auersperg und Grémonville die Artikel, zwei Sekretäre schrieben sie in's Reine. Abends um 9 Uhr kam Grémonville wieder durch die geheime Thür in das Palais Auersperg, und um 2 Uhr nach Mitternacht unterzeichneten sie den Vertrag. Auersperg umarmte den Gesandten und sagte: „Es gibt keinen so ruhmvollen und glücklichen Fürsten, als ihren Herrn und König; er hat sich den Ruf eines tapferen und großen Eroberers erworben; er ist unvergleichlich in der Regierung seines Staates, wie in den Geschäften des Friedens;

mit dieſem Vertrag bricht und löſt er den allgemeinen Bund, der ſich gegen ihn bildet; der Kaiſer war auf dem Punkte, in wenigen Tagen vier Verträge von der größten Wichtigkeit zu ſchließen; alle Miniſter werden überraſcht ſein, einen ſolchen Wechſel der Politik vollzogen zu ſehen“ [29]).

Der Vertrag iſt vom 19. Januar 1668 datirt. Für den Fall von Karls II. Tode ohne legitimen männlichen Nachkommen ſoll folgende Theilung ſtattfinden: Oeſterreich erhält: Spanien; Weſtindien; Mailand mit dem Rechte der Inveſtitur über Siena; Finale; die Häfen Longone, Hercole, Orbitello und alle anderen Häfen, welche der ſpaniſchen Krone an den Küſten des liguriſchen Meeres, gewöhnlich toscaniſchen genannt, gehören bis zu den Grenzen von Neapel mit ihren Dependenzen; die Inſel Sardinien; die canariſchen Inſeln und die Balearen: Majorca, Minorca und Iviza. — Frankreich erhält Alles, was die Spanier in den Niederlanden beſitzen, worunter man auch Burgund, genannt Franche-Comté, begreift; die Philippinen; das Königreich Navarra mit ſeinen damaligen Dependenzen; die Feſtung Roſas und was dazu gehört; die afrikaniſchen Plätze; die Königreiche Neapel und Sicilien mit ihren Dependenzen [30]).

Nach Artikel 2 des Vertrages verpflichtete ſich der Kaiſer, Spanien zur Abtretung von Cambrai, Cambréſis, Luxemburg oder Franche-Comté, Douai, Aire, St. Omer, Bergues und Furnes zu bewegen. Dagegen verpflichtete ſich wiederum der franzöſiſche König, alle anderen Plätze herauszugeben, die er im Laufe des letzten Jahres eingenommen, wenn bis vor Ende März Spanien dieſem Vorſchlage zuſtimmt und mit Portugal einen Vertrag de roi en roi ſchließt. Sollte dies nicht geſchehen und der Krieg ſeinen Fortgang nehmen, ſo würde der König alle jene Plätze, die nach dem Uebereinkommen dem Kaiſer zufielen, dieſem und ſeinen Nachfolgern, wenn es zur Theilung käme, ausliefern. Sollte Spanien obige oder ähnliche Bedingungen, wie ſie die Generalſtaaten vorſchlagen werden, nicht annehmen, ſo dürften weder der Kaiſer, noch ſeine Kinder, ſeine Erben und Nachfolger direkt oder indirekt Hilfe in die Niederlande ſchicken, ſo-

lange dieser Krieg dauern werde. Sollte jedoch Frankreich Spanien in seinen andern Besitzungen angreifen, so können der Kaiser und seine Nachfolger demselben beispringen. Jedoch dürfe der Kaiser den Krieg nicht nach Frankreich, noch der König den Krieg in die Erbstaaten des Kaisers tragen.

Der Vertrag erlischt, sobald dem König (von Spanien) ein Kind geboren wird und dieses das 6. Jahr erreicht hat; er kann jedoch nach Uebereinkunft verlängert werden.

Die Originalien sind dem Herzog von Toscana zur Aufbewahrung zu übergeben.

Jeder Vertrag, der gegen diesen in Zukunft abgeschlossen werden sollte, ist null und nichtig [31]).

Am 20. hatte Grémonville Audienz beim Kaiser, der bis zur Ankunft der Ratifikation seitens des französischen Königs die Originale des Vertrags in seine Verwahrung nahm. Der Kaiser versprach auch, bei Spanien ein Wort für die baldige Beilegung des Streites einzulegen d. h. Spanien zur Nachgiebigkeit zu rathen, um, wie Grémonville sich ausdrückte, Frankreich die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen [32]).

Der Vertrag wurde am 2. Februar in St. Germain, am 28. Februar in Wien ratificirt. Am 28. Februar, wo der Austausch der Ratification vorgenommen wurde, erlangte es Grémonville, daß die Originale nicht, wie ursprünglich bestimmt worden war, dem Großherzog von Toscana eingehändigt wurden, sondern daß jeder der Souveräne ein Exemplar für sich behielt. Der Kaiser verschloß die Urkunde in einer eisernen Kassette.

Der Vertrag wurde unter großen Vorsichtsmaßregeln nach Versailles geschickt. Ludwig sandte einen Officier mit 6 Garden, natürlich in Verkleidung, nach Wien, um die den Vertrag betreffenden Urkunden zu holen. Sie hatten den Auftrag, das was ihnen Grémonville übergeben werde, nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen und es, wie wenn es der König selbst wäre, Tag und Nacht zu bewachen. Am 14. April kamen die französischen Musketiere in Wien an und brachen am selben Tage sofort wieder auf, nachdem ihnen Grémonville das Kästchen mit den Schriften übergeben hatte.

Die Papiere waren in einer gut verschlossenen Kiste aus

Eisenblech. Die Soldaten hatte Grémonville glauben gemacht, daß es Schriften wären, die dem König geraubt worden seien. Anfangs Mai waren die Schriften in Paris [33]).

Der Vertrag blieb lange ein Geheimniß *). In Frankreich wußten darum nur der König, Lionne und Grémonville, in Oesterreich der Kaiser, Auersperg und Lobkowitz. Gleichwohl merkten die Höflinge, daß der Wind aus einer anderen Richtung wehe [34]).

So sagte Graf Lamberg zu Grémonville: „Wir machen uns jetzt über die Spanier lustig, welche sich einbildeten, uns wie ihre Unterthanen zu behandeln, indem sie uns nichts anderes vorwerfen, als daß wir mit französischem Gelde bestochen worden seien und durch die schönen Reden eines gewissen französischen Gesandten" [35]).

Mit Recht konnte so Grémonville nach der Auslieferung des Vertrages dem Könige melden: „Der große Plan, den ich mir vorgesetzt, als Ew. Majestät mich hieher sandten, ist gelungen: der Plan der Trennung des Kaiserhauses von Spanien" [36]). Durch diesen Vertrag hatte Leopold Spanien Frankreich völlig preisgegeben. Es war dies keine gute That, gut im höheren Sinne des Wortes **). „Der Vertrag war von Anfang an auf Täuschung und Trug gebaut" [37]).

Schon die Art und Weise, wie er entstand, ist bedeutsam. Wie lichtscheue Nachtvögel kamen die beiderseitigen Unterhändler zusammen. Die Verhandlungen, in denen die deutsche Linie des Hauses Habsburg die spanische völlig im Stiche ließ, konnten das Tageslicht nicht vertragen.

Am 5. Februar schrieb Lionne an Grémonville: „Sie haben Wunder gewirkt"! [38]) In der That muß es als ein Wunder betrachtet werden, wie Grémonville durch seine Künste bewirkte, daß

*) „Es ist jedoch nicht richtig, was Wolf, Lobkowitz S. 177, behauptet, daß der Vertrag bis auf die heutige Zeit geheim geblieben und erst durch Mignet seine Existenz bekannt geworden sei. — Der Vertrag ist nicht nur in mehreren Memoiren der Zeit erwähnt, wie bei Torcy z. B., sondern Ludwig XIV. hat ihn durch Tallard auch den Seemächten mittheilen lassen. Bereits Ende der neunziger Jahre war der Vertrag den meisten kaiserlichen wie französischen Ministern bekannt." Gädeke, S. 13.

**) „So verrieth Leopold I. aus eigennützigen Beweggründen seinen habsburgischen Vetter." Philippson, S. 78 oder wie sich Klopp, S. 215, milder ausdrückt: Durch das Eingehen in diese Verhandlungen mit Frankreich hatte der Kaiser die Basis des Rechtes verlassen.

man in Wien so ganz und gar jedes Verständniß für eine gesunde und ehrliche Politik verlor. — Ludwig hatte Leopold übervortheilt. Auersperg und Lobkowitz hatten mit aller Macht den französischen Interessen in die Hände gearbeitet. Auersperg aus Eigennutz und Eitelkeit, Lobkowitz in der merkwürdigen Manie, die Habsburger und Bourbonen, diese langjährigen natürlichen Gegner nun plötzlich zu versöhnen und so beide zu Schiedsrichtern und Herren der Welt zu machen.

Für die Politik, wie sie der Kurfürst von Brandenburg gegen Frankreich wünschte, fehlte Lobkowitz jedes Verständniß. Er machte darüber nur seine witzelnden Bemerkungen [39]).

Es liegt eine grausame Ironie in den Worten Grémonvilles, mit denen er die Verhandlungen am Wiener Hofe kurz und treffend schildert: „Es ist eine wahrhaftige italienische Comödie, der Kaiser spielt darin den zweiten Zanni, verwirrt die Gemüther seiner Minister, um die Intrigue gelingen zu lassen. Der Fürst Lobkowitz und der Fürst Auersperg wollen jeder den Preis und die Ehre des Geschäftes gewinnen, indem sie einander betrügen. Der Präsident der Finanzen stellt den Pantalone vor, macht viel Lärm mit den Truppenrüstungen, stellt aber unter der Hand Alles an, um kein Geld auszugeben. Die Kaiserin Witwe spielt die Colombine, welche die Intrigue in wunderbarer Weise fördern hilft, ohne den Zweck zu kennen; und ich bin der normännische Trappolin, der Alles macht, um seinem Herrn gut zu dienen; Lionne aber ist der Doctor, der durch seine wunderbare Leitung Allem einen guten Ausgang gibt" *) [40]).

---

*) „In der Comedia dell'Arte, Stegreifkomödie, waren neben den Frauenrollen und den Liebhabern eine Reihe von stehenden Figuren die Hauptpersonen, welche das komische Element vertraten, der Doktor, Pantalone, der Capitano und die Diener. Der Pantalone ist in der Regel ein habsüchtiger Kaufmann. Er wird in den meisten Stücken trotz aller Schlauheit geprellt und zieht schließlich den kürzeren. Eine Hauptrolle spielten auch die Diener. Es gab eine ganze Reihenfolge von durchtriebenen, ihren Herren ergebenen Dienern bis herab zu den dummen und tölpelhaften oder betrügerischen Knechten. Man bezeichnete sie unter dem allgemeinen Namen der Zanni (der Spaßmacher oder Clowns). Zu ihnen gehörte Pulcinella, Arleguino, Brighella, Scapin, Franca Trippa." — Lotheissen, Geschichte der französischen Literatur im 17. Jahrhundert, I. Bd. X. S. 264 u. ff. Wien 1877.

1) Von Wicka an Kaiser Leopold I. Paris am 1. April 1667. K. k. A.
2) Berichte aus Paris vom 20. und 27. Mai; 5. August 1667.
3) Mignet II, 151.
4) Mignet II, 337—339.
5) Paris am 8. November 1667. Wicka an Kaiser Leopold. K. k. Archiv. Diese Relation ist bei Walewski, Geschichte der heiligen Ligue und Leopold I, Krakau 1857 unter III. (Dokumente) vollinhaltlich abgedruckt.
6) Mignet II, 339—345. — Wolf, S. 170.
7) Mignet II, 348.
8) Wolf, S. 171.
9) Mignet II, 348.
10) Mignet II, 350, 351.
11) Mignet II, 352.
12) Mignet II, 356, 357.
13) Mignet II, 382, 383.
14) Mignet II, 385—388.
15) Mignet II, 391.
16) Mignet II, 384.
17) Mignet II, 380.
18) Mignet II, 367.
19) Mignet II, 412.
20) Mignet II, 364.
21) Mignet, S. 356—357—381.
22) Mignet II, 391.
23) Mignet II, 381 und 392.
24) Mignet II, 393.
25) Mignet II, 574. — Wolf, S. 175.
26) Mignet II, 397—404.
27) Mignet II, 413.
28) Mignet II, 421, 425—430.
29) Wolf, S. 176—178.
30) Mignet II, 446.
31) Mignet II, 444, 448.
32) Mignet II, 438.
33) Mignet II, 475—480.
34) Wolf, S. 179.
35) Mignet II, 474.
36) Mignet II, 474.
37) Wolf, S. 180.
38) Mignet II, 451.
39) Mignet II, 439, 440.
40) Mignet II, 412.

18. Des Kaisers zweideutiges Verhalten unmittelbar nach dem Abschluß des Theilungsvertrages.

Während die geheimen Verhandlungen über eine eventuelle Theilung des spanischen Erbes in vollem Gange waren, sparte man in Wien nicht mit den bekannten guten Rathschlägen an Spanien. Die Spanier sollen Geld schicken, dann werden wir etwas für sie thun, das ist der Kern jeder Instruction Leopolds an den Gesandten in Madrid [1]).

Spanien vermochte aber die nöthigen Subsidien nicht aufzubringen. Eine allgemeine Apathie hatte sich der Nation bemächtigt. Dasjenige Geld, welches die Königin-Regentin erübrigen konnte, wanderte nach Böhmen zur Erbauung eines Klosters, in das sich die Fürstin aus dem Gewirre der Politik dereinst zurückzuziehen gedachte, um in ruhiger Beschaulichkeit ihre Tage zu beschließen. Das geschickteste und erfahrenste Mitglied des spanischen Staatsrathes, der Graf Castrillo, sah den drohenden Sturz der Monarchie und verließ den Staatsdienst, mehr aus Ekel denn vor Ermüdung. Er sagte der Königin beim Abschiede (December 1667) herbe Wahrheiten. Ehemals hätten die Rathschläge der Minister Werth gehabt. Jetzt schalte und walte der Lenker ihres Gewissens unumschränkt. „Ich empfehle Ew. Majestät Ihre armen Unterthanen; sie sind treu, und obwohl mit Steuern überladen, fühlen sie nur die Verachtung, welche Ew. Majestät und Ihr Rathgeber für sie haben." Das waren patriotische Worte. Leider blieben sie ohne jede Wirkung [2]).

Um keinen Verdacht hinsichtlich des zwischen Leopold und Ludwig abgeschlossenen Vertrages aufkommen zu lassen, wurden kaiserlicherseits die Verhandlungen mit Spanien fortgesetzt. Man war dabei sichtlich bestrebt, die Verantwortlichkeit für das Scheitern der Verhandlungen mit den einzelnen Mächten zu Gunsten Spaniens von sich ab und auf Andere überzuwälzen. „Ich habe", läßt Leopold unter dem 29. Januar 1668 an den Grafen Pötting schreiben, „in England und Schweden, bei den Kur- und Fürsten des Reiches, in Mainz, Trier, Köln, Baiern, Sachsen, Brandenburg,

Pfalz-Neuburg, Braunschweig, wie auch bei den in Regensburg versammelten Reichsständen, den Generalstaaten dahin handeln lassen, daß man sich der überfallenen Niederlande annehme. Solche Tractate sind aber meistens damit gesteckt worden, daß, neben dem anseit Spanien erscheinenden Geldmangel, ein jeder auf ein oder mehrere andere, und sonderlich die Krone Schweden auf England und Holland, Braunschweig und Lüneburg auf Kurbrandenburg und dieses gleichfalls auf Holland ihr stetes Absehen gehabt. Die gesammten Reichsstände aber sind bei so vielfältiger Distrahirung dieser oder jener Principalen zu einhelligem Schluß wohl nicht zu bringen gewesen."

Daran schließt sich das Bedauern, daß sich diese Mächte sämmtlich durch die scheinbare Friedensliebe Frankreichs hätten gewinnen lassen. Leopold versäumt auch die Gelegenheit nicht, in etwas mit dem Säbel zu rasseln. Mit großem Wohlgefallen verweist er auf die mannhaften „Worte" seines Residenten in Holland, daß „man lieber das ganze Niederland mit dem Degen in der Hand aufsetzen und verlieren als sich zur proponirten Alternative werde verstehen wollen"*). Um Spanien für den Frieden mit Frankreich günstig zu stimmen, wird ein Einvernehmen Frankreichs und Hollands an die Wand gemalt und als den habsburgischen Interessen höchst abträglich hingestellt. Offenbar wollen sich Holland und Frankreich in die spanischen Niederlande theilen**). Es sei auch tief bedauerlich, daß der Kaiser trotz vielfältigem Anhalten die „gründlichen Intentiones" des Castel Rodrigo und seiner Frau Schwester, der Königin, nicht habe herausbringen können. (!?) — Aus diesem Bericht für sich gewinnt es fast den Anschein, als wären nur am Wiener Hofe Energie und die ehrliche Absicht, Spanien beizustehen, zu Hause gewesen. Wohlgemerkt! das ließ Leopold zehn Tage nach dem Abschluß des Vertrages mit Frankreich schreiben. Das hieß man damals Staatsklugheit.

Zur gleichen Zeit aber (31. Januar) erging an Kramprich

*) De Witt betonte zu wiederholten Malen die Nothwendigkeit der Annahme der Alternative seitens Spaniens. (Haag am 5., 9. und 12. Jänner 1668; Kramprich an Leopold.)

**) Ein derartiger Vorschlag war den Generalstaaten allerdings im Sommer 1667 wie schon 1662 seitens Frankreichs gemacht worden — jedoch ohne Erfolg.

der Befehl, sehr behutsam zu sein, weder Frankreich noch Spanien zu beleidigen und sich nicht zu erklären über die Frage, ob dem Kaiser eine feierliche Gesandtschaft seitens der Staaten angenehm sein würde [3]).

Der braunschweigische Gesandte Hammerstein, der bis zu Beginn des Monats Februar vom kaiserlichen Hofe hingehalten wurde, brach nun endlich plötzlich alle Verhandlungen ab. Bei seinem Abschied am 8. Februar richtete er an die kaiserlichen Räthe die bestimmte Frage, ob für den Fall, daß die Mediation ihren Effekt nicht erreiche und sonst Niemand der Krone Spanien beistehen wolle, der Kaiser in Verbindung mit seinen Herren sich in eine Action einzulassen gedenke. Der Kaiser war in nicht geringer Verlegenheit. Er ließ dem braunschweigischen Gesandten ausweichend antworten. Da nun aber diese „Abfertigung" leicht dem spanischen Botschafter zu Ohren kommen konnte, so wurde Graf Pötting beauftragt [4]), dahin zu wirken, daß alle daraus sich ergebenden sinistras impressiones am spanischen Hofe verhindert würden. — Man sieht, der Wiener Hof verstand es vortrefflich, die spanische Seitenlinie hinter's Licht zu führen.

„Noch im März bot der spanische Botschafter 300,000 Kronen sogleich und 20,000 Kronen monatlich, wenn Oesterreich mit Frankreich brechen und 40,000 Mann in's Feld stellen wollte." Wichtige Berathungen wurden zum Scheine darüber angestellt. „Die Minister Schwarzenberg, Gonzaga u. A. ereiferten sich noch in einer Conferenz am 14. März 1668 über die Nothwendigkeit, die beiden Linien des Hauses Habsburg zu vereinigen" [5]).

Eine ähnliche Spiegelfechterei wurde mit Schweden inscenirt. Basserode verhandelte auf Treu und Glauben in Stockholm tapfer drauf los. Es erging sogar am 12. April 1668 [6]) eine neuerliche kaiserliche Vollmacht an ihn, mit Schweden baldigst abzuschließen, da es der gegenwärtige Stand der Dinge erfordere.

1) Wien am 23. Novbr., am 2., am 7., am 21. Dezbr. 1667. K. k. A.
2) Mignet II, 605.
3) Müller, S. 15.
4) Wien, am 16. Februar 1668.
5) Wolf, S. 179.
6) K. k. A.

19. Die Tripelallianz und der Aachener Friede.

Durch das Eingehen in die geheimen Verhandlungen mit Frankreich war Leopold in eine ganz neue, den Ueberlieferungen seines Hauses völlig zuwiderlaufende Richtung gedrängt worden. Ludwig suchte die neugeschaffene günstige Situation sofort nach Möglichkeit auszunützen. So äußerte er sich bereits Ende November 1667 gegen den dänischen Gesandten, daß er nun sicher sei, der Kaiser werde sich in den niederländischen Streitfall nicht mischen. „Man fragt sich überall verwundert, wer sich denn überhaupt etwas zu sagen getrauen soll, wenn es der Kaiser nicht wage“ [1]). Dies ist ein häufig in Wickas Berichten wiederkehrender Stoßseufzer. Lisola, den der Kaiser noch durch sein Schreiben vom 25. October ermächtigt hatte, auf der betretenen Bahn weiter zu schreiten, saß nun auf dem Trockenen. Er sowohl wie Molina konnten aus Mangel an Instructionen keine positiven Vorschläge machen. England und Holland achteten ihrer fürderhin nicht mehr sonderlich. Der Friede sollte auf Kosten Spaniens hergestellt werden. Vergebens wiesen Lisola und Molina, welche bei den ersten Besprechungen der englischen und holländischen Bevollmächtigten in London zugegen waren, auf die Ungerechtigkeit hin, welche darin liege, daß der Angegriffene dem Angreifer Satisfaction gewähre. Man wendete dagegen zum Theil mit Recht ein, daß Spanien keine Macht besitze, der Kaiser zwar ein Bündniß wolle, es aber nicht betreibe und über allgemeine Anträge sehr nebuloser Art nicht hinaus komme.

Am 23. Januar 1668 kam im Haag die Defensivallianz zwischen England und der Republik zu Stande. Kurz darauf trat derselben auch Schweden bei. Zum Zwecke des Friedens sollte Spanien jene Ortschaften und Gebiete an Frankreich abtreten, die letzteres bereits erobert und besetzt hatte. Oder etwas Aequivalentes. Beispielweise die Freigrafschaft. Ein geheimer Artikel enthielt außerdem die gegenseitige Verpflichtung, im Falle der Weigerung des Königs von Frankreich, sich mit dem Angebotenen zu begnügen, ihn mit vereinten Kräften zur Wiederherstellung der Dinge auf dem Fuße des pyre-

näischen Friedens zu zwingen. Die Tripelallianz wurde nicht überall günstig aufgenommen. In Madrid und Brüssel war man durchaus nicht entzückt. Doch gab Spanien nach; es schickte seine Gesandten zum Friedenscongreß nach Aachen [2]).

Der Kaiser, dessen Beitritt die öffentliche Meinung in England wünschte und erwartete, fühlte sich auch nicht sehr erbaut davon. Er sah in diesem Bündniß protestantischer Staaten eine Gefahr für die katholische Religion und sein Haus [3]).

Als Ludwig zur Kenntniß der geheimen Artikel des Allianzvertrages gelangte, war er sehr aufgebracht. Doch erschien ihm die Allianz nicht besonders furchtbar, da die Holländer mehr bösen Willen als Macht, die Engländer weder Truppen noch Geldmittel besaßen, die Schweden aber als alte Verbündete Frankreichs leicht wieder zu gewinnen waren. Indessen begnügte sich Ludwig mit dem Angebotenen. Er legte den Hauptwerth darauf, daß man auf spanischer Seite durch diese Zugeständnisse den Standpunkt des Verzichtes der Königin aufgab [4]).

Castel Rodrigo machte Schwierigkeiten. Er wollte sich den Verfügungen der Tripelallianz nicht so mir nichts dir nichts fügen. Daraufhin fiel im Februar 1668 Ludwig unerwarteter Weise über die wehrlose Freigrafschaft her, nach dem Sprüchwort: „Ce qui est bon à prendre, c'est bon à rendre" [5]). Ueber diese neuerliche Gewaltthat setzte es zwar in Holland und England einigen Lärm, aber schließlich erfolgte doch am 2. Mai 1668 der Friedensschluß in Aachen unter den festgesetzten Bedingungen. Spanien wählte auf Castel Rodrigos Anstiftung*) zur unangenehmen Ueberraschung der Holländer den Vorschlag der Alternative, wonach der König von Frankreich im Besitze dessen verbleiben sollte, was er erobert hatte. Ludwig kam so in den Besitz von zwölf südbelgischen Festungen, darunter namentlich Lille, Tournai und Charleroi. Die Freigrafschaft gab er zurück. Das war die gerechte Strafe für de Witts halbe und unentschlossene Krämerpolitik. Ludwig stand nun an den Thoren von Holland, jeden Augenblick bereit, auch über diesen Freistaat herzufallen.

*) Da Castel Rodrigo einsah, daß Spanien diese fernen Provinzen nicht mehr vertheidigen konnte, dachte er daran, sie unter den unmittelbaren Schutz der holländischen Staaten zu stellen, indem er diese noch mehr der von Frankreich her drohenden Gefahr aussetzte. Mignet II, 632.

1) Paris am 31. Dezember 1667. Wicka an Leopold. K. k. A.
2) Klopp, S. 206—220.
3) Wien am 20. Februar 1668. Leopold an den Grafen Pötting.
4) Klopp, S. 221—222.
5) La première conquête de la Franche-Comté 1668. — Revue des questions historiques 75. Lieferung. Paris 1885.

---

20. Schlußbetrachtung.

Durch den Aachener Frieden wurde der sogenannte Devolutionskrieg abgeschlossen. Ludwig XIV. hatte diesen Krieg so gut vorbereitet, daß er keinen Feind im Felde traf, obwohl er den Weltfrieden brach [1]).

Was speziell Frankreichs Beziehungen zu Oesterreich betrifft, so kann auch hier das oft citirte Wort gelten: Ludwig XIV. war früher mit der That fertig, als Leopold mit dem Entschluß. Während Frankreich rücksichtslos auf sein Ziel losging, kam man in Wien über Vorverhandlungen nicht hinaus.

Wenngleich der Kaiser gar nichts bei dem Frieden zu Aachen zu thun hatte, war dieser doch, wie paradox es auch klingen mag, so recht eigentlich sein Werk. Ohne das gänzliche Abschwenken Oesterreichs aus dem antifranzösischen Lager wäre der Tripelallianz nie jene Halbheit aufgeprägt worden, die sie durch ihre theilweise Stellungnahme gegen Spanien charakterisirt. Die großen Vortheile aus diesem Friedensschluß hatte Ludwig daher hauptsächlich Leopold zu danken. In der That bemerkte auch gelegentlich Graf Wilhelm von Fürstenberg zu Wicka, der Friede sei hauptsächlich dem Kaiser zuzuschreiben, weil sich dieser trotz des von Spanien erfolgten Drängens zur Einmischung und Defension der Niederlande nicht bewegen ließ [2]).

Ludwig wiederum betheuerte unter Anzeige des Präliminarfriedens, daß er nur, um dem Kaiser Ungelegenheiten zu ersparen, in seinen Ansprüchen so bescheiden gewesen [3]).

Als Antwort erging von Wien aus an Wicka die Weisung,

er solle kein Bedenken tragen, dem König zum Frieden zu gratuliren, „da es allerseits ein heilsames Werk sein soll“ [4]).

In Paris war man der Meinung, daß es der König nach geschlossenem Frieden auf die Städte im Elsaß abgesehen hätte [5]). Die öffentliche Meinung täuschte sich hierin zwar über den Zeitpunkt, aber nicht über die Absicht selbst. Aufgeschoben war nicht aufgehoben.

Ueber die eigentliche Bedeutung und Tragweite der Tripelallianz mag man verschiedener Ansicht sein. Sie muß aber doch eine That genannt werden im Gegensatze zu der traurigen Fahnenflucht, in der Leopold die spanische Seitenlinie seines eigenen Hauses im Stiche ließ. Wer wird de Witts kurzsichtige Krämerpolitik nicht entschuldbar finden, wenn er damit Leopolds Verhalten vergleicht?

Nicht die Haltung Hollands oder Englands oder sonst einer Macht, sondern die des Kaisers bildet den Schlüssel zur Lage. Die Urtheile des kaiserlichen Gesandten in Berlin sind in dieser Beziehung bezeichnend genug. Die Bedeutung des Geheimvertrages für Frankreich kennzeichnete Auersperg mit den Worten: „Mit diesem Vertrage bricht und löst der König den allgemeinen Bund, der sich gegen ihn bildet“ *). Darin liegt also das Bekenntniß, daß es die österr. Politik in erster Linie war, die eine große Allianz gegen Frankreich schon während des Devolutionskrieges verhinderte. Noch am 13. Oktober 1667 erwähnte van Beuningen in einem Gespräche mit Estrades, daß eine Liga zwischen Holland, dem Kaiser, Schweden und England im Werke sei, um sich den Eroberungen Ludwigs XIV. zu widersetzen [6]).

Zum mindesten hätte der Kaiser, wie dies aus der ganzen Darstellung zur Genüge erhellt, bei einigem guten Willen auf Brandenburg, Braunschweig und Schweden sicher zählen können.

Was wollte Leopold eigentlich mit dem geheimen Vertrage? Eine bequeme Sicherung eines reichen und bestrittenen Erbes.

Klopp [7]) meint zwar: „Der Kaiser sah den Vertrag an als das Fundament des künftigen europäischen Friedens, als die Pforte einer neuen Zeit. Nur dadurch motivirt sich sein Eifer, seine Freude.“

*) Siehe oben S. 96.

Nun, die Freude über den in Aussicht gestellten Zuwachs zu seinem Hausbesitz wird wohl ebenso groß gewesen sein.

Mit diesem Vertrage wurde Karl II. von Spanien zu den Todten geworfen. Sein Ableben konnte jetzt nur mehr erwünscht sein. Seine Hinterlassenschaft war ja bereits aufgetheilt. Man hatte in Wien die verwandtschaftlichen Rücksichten dem persönlichen Interesse untergeordnet. Nachdem man sein Schäfchen ins Trockne gebracht, war es freilich recht bequem, einen Klagegesang über die Lauheit, Unzuverlässigkeit und Unentschlossenheit der guten Freunde anzustimmen.

Hat nun Leopold, das was er erstrebte, auch nur theilweise erreicht? — Nein!

Die Vortheile waren und blieben ganz auf Seite Frankreichs.

Durch den Theilungsvertrag entledigte sich Ludwig des — nach seiner Ansicht — gefährlichsten Gegners. Leopolds Anspruch auf die spanische Herrschaft stützte sich auf die Renunciation. Durch den Vertrag erkannte er selbst die Nichtigkeit der Verzichtleistung und Ludwig als gleichberechtigten Erben an[8]).

Barg der Vertrag wirklich die Gewähr des allgemeinen Friedens? Mit nichten!

Der Kaiser mag wohl für seine Person einige Zeit diesen Glauben gehegt haben. Lange hielt die Täuschung aber nicht an. Schon Ende 1668 (September) dämmerte ihm eine Ahnung darüber auf, daß der Staatskarren gänzlich verfahren sei[9]).

Wie konnte Leopold Ludwigs Betheuerungen Glauben schenken, nachdem dieser soeben die spanischen Niederlande gegen jedes Völkerrecht überfallen hatte. Bewies der König von Frankreich nicht gerade durch sein Vorgehen, wie wenig er Verträge und Uebereinkommen zu achten gewillt sei, wenn sie ihm nicht in den Kram paßten? Der Zweifel an Ludwigs Aufrichtigkeit mußte sich nach diesen Vorgängen ganz von selbst aufdrängen. Während nach Lisolas Darlegungen in seinem Bouclier d'état dem Hause Oesterreich als erster Grundsatz die unverbrüchliche Einhaltung der öffentlichen Verträge galt, ging Ludwigs Ansicht dahin, daß der Wortlaut der Verträge nicht so buchstäblich zu nehmen sei, man müsse sich nur hüten, irgend einen offenen Friedensbruch zu begehen, geheime Uebertretungen erwarte einer von dem andern[10]).

Der geheime Vertrag mit Frankreich hing sich wie Bleigewicht an Leopolds Ferſen. Mehrere Jahre blieb Oeſterreich im Schlepptau der franzöſiſchen Politik. Unter Berufung auf dieſen Vertrag ſetzte es Grémonville durch, daß der Kaiſer der Tripelallianz nicht beitrat. So wurde ihr gleich anfangs die Gewähr längeren Beſtandes genommen. Es bedurfte in der Folge keines beſonderen Kraftaufwandes ſeitens Frankreichs ſie zu ſprengen.

Durch den geheimen Vertrag war Leopold von ſeinem Gegner auf eine abſchüſſige Bahn gedrängt und für einige Zeit völlig unſchädlich gemacht worden. Nichts iſt bezeichnender für die Beurtheilung des Vertrages als der Umſtand, daß er der Wiener Regierung die Maske der Verſtellung und Heuchelei aufnöthigte.

Das Abkommen mit Frankreich führte des weiteren zum Neutralitätsvertrag vom 1. November 1671, wodurch Holland wiſſentlich der franzöſiſchen Willkür preisgegeben wurde, das in der erſten Zeit nur am Brandenburger einen Bundesgenoſſen fand*).

Durch ſeine „Sanftmuth“ ſteigerte indeſſen der Kaiſer nur die franzöſiſche Frechheit und wurde ſo von Ludwig nur mehr verachtet[11]).

Erſt in elfter Stunde, als Frankreichs Uebermuth bereits keine Grenzen mehr kannte, änderte man in Wien zögernd und zaudernd die Politik. Im Juli 1672 erfolgte das Bündniß mit Brandenburg und im Auguſt 1673 der Bruch mit Frankreich. Aber auch hier trat wieder die alte Halbheit und Unentſchloſſenheit zu Tage. Die Antheilnahme des Kaiſers an dem Kriege wider Frankreich ſchadete namentlich in der erſten Zeit der Sache mehr, als ſie ihr nützte.

So ſtellt ſich alſo die öſterreichiſche Politik in den Jahren 1668—1673 als eine Reihe von halben und unentſchloſſenen Maßregeln dar. Sie bilden gleichſam eine Kette, als deren Anfangsglied eben jener berüchtigte Vertrag aus dem Jänner 1668 erſcheint. Und in dieſem Sinne gilt denn auch hier das Dichterwort: „Das

*) „Durch den Vertrag war der Kaiſer genöthigt im Widerſtreit mit der Wohlfahrt des Reiches und zu großer Gefahr für deſſen Unabhängigkeit, eine Neutralität zu bewahren, welche die allerverderblichſten Folgen hatte und Deutſchland auf viel Blut, auf viel Volk und Land und auf noch mehr Schmach und Schande zu ſtehen kam.“ Müller, S. 14.

ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären."

1) Mignet I, LX.
2) Paris am 20. April 1668. Wicka an Leopold. K. k. A.
3) 17. April 1668. — Mignet II, 630.
4) Wien am 18. Juni 1668. Leopold an Wicka.
5) Paris am 20. April 1668. Wicka an Leopold.
6) Mignet II, 497.
7) I, 214.
8) Klopp, S. 214.
9) Mignet III, 383.
10) Oeuvres de Louis XIV, S. 65.
11) Mémoire Lisolas an den Kaiser aus dem Februar 1672. Großmann, S. 13.

Vom selben Verfasser sind erschienen:

Der Aufstand der protestantischen Salzarbeiter und Bauern im Salzkammergute 1601 und 1602. Linz 1885. Korb. — 80 kr.

Ein Beitrag zur Geschichte des gemeinen Arbeitslohnes vom Jahre 1500 bis auf die Gegenwart. Eine kulturgeschichtliche Studie im Anschluß an die Zimmerleut- und Maurer-Löhnungen in Oberösterreich. Wien 1885. A. Pichlers Witwe und Sohn. — 50 kr.